

WALTER LÜTHI

Deutschland
zwischen
gestern und morgen

Ein Reisebericht

Digitalisierung

Mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel: Deutschland zwischen gestern und morgen, ein Reisebericht
Autor: Walter Lüthi
Verlag: Friedrich Reinhardt, Basel
Erste Auflage: Keine Angabe (1947)
Aktuelle Auflage: Fünftes Tausend

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Bern, Schweiz - Version 2022/12
Dateiname: luethi-deutschland.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz 4.0"

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: ***Das Dokument darf vielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken und unter der Bedingung, dass Inhalt (einschliesslich der Angaben zu Digitalisierung, Rechtlichem und Lizenz), Aufbau, Gliederung und Wortlaut dem unter <http://walter-luethi.ch/> veröffentlichten Original entsprechen.***

Zitate:

Zitate müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe¹; Zudem: Seitenangabe(n); Lizenzangabe: Creative Commons-Lizenz: CC-BY-NC-ND (Link oben).

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

¹ Solange der Link zum Dokument funktioniert, genügt dieser für Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe:
<http://walter-luethi.ch/buecher/luethi-deutschland.pdf>

Inhalt

VORBEMERKUNG.....	5
DAS AUSLAND.....	6
DIE KEHRSEITE.....	9
ERSTER EINDRUCK.....	14
DER DEUTSCHE BAUER.....	19
DEUTSCHE JUGEND.....	24
VERWAHRLOST UND GEFÄHRDET.....	26
SPIELLENDE KINDER.....	31
SCHULJUGEND.....	34
KIRCHLICHE JUGEND.....	38
DER DEUTSCHE UND SEINE BESETZUNGSMACHT.....	42
DREI KIRCHEN IN DEUTSCHLAND.....	51
DAS GESPRÄCH MIT DEN DEUTSCHEN.....	60
DIE VERWEIGERUNG DES GESPRÄCHES.....	64
DER KLAGEGEIST.....	69
VON DER DEUTSCHEN SCHULD.....	73
BEKENNENDE KIRCHE.....	80
KIRCHE UND POLITIK.....	86
BERLIN.....	93
DIE RUSSEN.....	100
EUROPA ZWISCHEN GESTERN UND MORGEN.....	109
"DIE WEIT VORGERÜCKTEN ZEIGER DER WELTENUHR".....	115
SCHLUSSWORT.....	121

Vorbemerkung

Vorliegende Arbeit ist der geistige Niederschlag einer fünfwöchigen Reise, die der Verfasser zusammen mit Prof. Oskar Farner aus Zürich im Namen und Auftrag der Evangelischen Kirchen der Schweiz auszuführen hatte.

Ein solcher Bericht kann seiner Natur nach nicht anders als lückenhaft und mehr oder weniger zufallsbedingt sein. Der Verfasser ist sich dieser Grenzen wohl bewusst. Jeglicher Anspruch auf Vollständigkeit fällt hier darum zum vornherein dahin. Diesem Mangel steht gegenüber, dass hier nur berichtet wird, was mit eigenen Augen geschaut und mit eigenen Ohren an Ort und Stelle gehört wurde. Ob dieser Vorteil jenen Nachteil einigermaßen wettzumachen vermag, muss dem Urteil des Lesers überlassen werden. Ebenfalls die Beantwortung der Frage, ob und wie weit es gelungen sei, die Wahrheit in der Liebe zu sagen und die verwickelten Vorgänge im Lichte jener «höheren Gerechtigkeit» zu beurteilen, die sich bemüht, von «der Parteien Hass und Gunst» sich nicht beeinflussen zu lassen. Am guten Willen dazu fehlte es jedenfalls nicht. Die Arbeit ist zuerst als Artikelreihe in der evangelischen Wochenzeitschrift «Leben und Glauben», je ein Kapitel auch im Monatsblatt der bernischen Landeskirche «Säemann» und im «Zwinglikalender» 1948 publiziert worden und erscheint nun, als Broschüre zusammengefasst, für alle Nachdenklichen und Gutwilligen unseres Schweizervolkes, das zwischen gestern und morgen sich eines so rätselhaften Daseins erfreut.

Ende Oktober 1947. Walter Lüthi

Das Ausland

Beim Rheinhafen in der Grenzstadt Basel gibt es einen beliebten Aussichtspunkt, den man um ein Entgelt von zwanzig Rappen besteigen kann: das ist die Plattform eines hochragenden Getreidesilos. Während der ganzen Kriegsdauer war hier der Zugang für Zivilisten gesperrt gewesen. Als aber anlässlich der ersten Friedens-Mustermesse die Besteigung wieder freigegeben wurde, da wimmelte ein paar Tage lang das Rheinhafen-Areal von Besuchern aus allen Gegenden unseres Landes. Der Himmel wölbt sich hier weit und heller als anderswo über der geheimnisvollen Weite der Oberrheinischen Tiefebene. Da wo die langen schmalen Schlepper vor Anker liegen und die fremden Wimpel flattern, hier beginnt für uns Schweizer endgültig das Ausland. Man meint hier etwas vom grossen Weltmeer zu riechen.

Das Ausland –! So wie unsere Flüsse von der Höhe unserer Berge und aus der Enge unserer Täler hinunter- und hinaus-eilen, so ist auch uns Schweizern von alters her nicht nur das Heimweh in der Fremde eigen, sondern nicht weniger auch das Fernweh in der Heimat. Und nun waren wir eine lange, lange Zeit vom Ausland abgeschnitten. Seit jenen Tagen, da man uns an der Grenze zuerst das Portemonnaie, ja schliesslich das Herz und die Gesinnung zu durchsuchen begann, gelüstete uns der Grenzübergang immer weniger. Schliesslich hörte dann der Verkehr nicht nur völlig auf, wir sahen uns sogar gezwungen, uns gegen das Ausland mit seinen Infiltrationsversuchen zu hüten, zu wappnen und zur Wehr zu setzen. Was unserer Natur sowohl als unserer ganzen Lage aufs steilste widerspricht, war zur bitteren Notwendigkeit geworden: Wir mussten im Ausländer den verkappten Feind vermuten.

Und doch ist durch den uns aufgezwungenen, mehr als zehnjährigen Unterbruch das Fernweh nach dem Ausland in uns nicht erstorben. Im Gegenteil, es ist nur gestaut und hat sich

angesammelt und vor allem bei unserem Jungvolk zum eigentlichen Weh verdichtet. Diese Tatsache konnte an jenen Mustermesstagen keinem Besucher des Basler Rheinhafens verborgen bleiben. Wie aufmerksam verfolgten die Leute vom Ufer her den Auslad fremder Ware! Wie drängte sich vor allem die Jugend und die Männerwelt zum Lehrschiff der Matrosen-Schule! Droben aber, auf der Aussichtsterrasse des Neptun-Silos, standen Männer und Frauen dicht gedrängt und schauten hinaus, liessen sich erklären, wo die Grenze sich durchzieht, wo die Schweiz aufhört und wo das Ausland beginnt: «Jene Kinder, jenes Haus mit dem zerschossenen Kamin, jene Schafherde, jene Platanen sind schon jenseits der Grenze!»

Dort drüben ist das Land, von dem man nun so viele Jahre hindurch Schreckensnachricht über Schreckensnachricht vernommen hat. Dort drüben sind Tränen geflossen, die kein Mensch zu zählen vermag. Der Boden dort drüben ist getränkt von Blut. Von dort drüben sind nächtliche Hilfschreie gehört worden. Dort drüben ist das Land der Judenschlachtungen und der Christenverfolgungen gewesen, dort beginnt das Land der Gestapo-Verhöre, der Konzentrationslager und der Tötung unwerten Lebens. Und dort drüben ist das Land, von woher neuerdings Gerüchte über Vergewaltigung und schwarze Hungersnot zu uns herüberdrangen. Dort fängt das Ausland an. Die Leute stehen da, als wollten ihre Blicke sich festsaugen an irgendwelchen Gegenständen; einer hat das Fernglas an den Augen. Auffällig schweigsam sind sie. Wer einen Platz vorn an der Brüstung der Plattform erobert hat, gibt ihn so bald nicht wieder her. Wie gebannt schauen sie hinüber. Ehrfurcht vor fremdem Leid, Scheu vor dem Unbekannten, Schauer vor dem Grauensvollen, billige Neugier und aufrichtige Sehnsucht nach menschlicher Anteilnahme kämpfen miteinander in den Seelen derer, die anlässlich ihres Mustermesse-Besuches hier heraufgestiegen sind, rein nur, um nach ihrer Heimkehr ins Landesinnere die

Bewunderung und den Neid der Daheimgebliebenen zu reizen mit der Mitteilung, man habe vom Getreidesilo aus im Basler Rheinhafen ins Ausland hinausgesehen.

Die Kehrseite

Es war irgendwo im Schwarzwald draussen, als wir uns mit dem Chauffeur darüber stritten, ob unsere Strasse vorn oder hinter jenem Berg durchführen werde. Wir behaupteten, sie führe vorne durch, er aber, sie führe hinter dem Berg durch. Schliesslich bemerkten wir, dass beide recht hatten, indem nämlich der eine von der Schweiz aus dachte und empfand und sich orientierte, und der andere von Deutschland aus, und je nachdem sagte man halt dann allem, was jenseits des Berges lag, es sei hinter dem Berg. So geht es nun auch mit dem Fernweh. Auch die Leute jenseits unserer Grenzen sprechen nämlich vom Ausland. Auch sie suchen das Ausland mit ihrer Seele, auch dort brennt eine Jugend darauf, ins Ausland zu kommen, auch sie haben ihre Nöte mit dem Ausland und haben ihre Fragen ans Ausland, auch sie haben Nachrichten aus dem Ausland gehört, auch sie haben ihre Vorstellungen über das Ausland, auch die Deutschen fühlen sich abgeschnitten, eingeschlossen und ausgeschlossen zugleich. Auch sie werden zuerst still vor dem Ausländer und betrachten ihn als ein Wesen aus einer anderen Welt. Auch dort werden weithin die anderthalb Jahrzehnte, die hinter ihnen liegen, heute als schmerzliche Entfremdung und unerträgliche Selbstisolierung der Umwelt gegenüber empfunden.

Gewiss, man begegnet immer auch einem anfänglichen Misstrauen und einer vorsichtigen Zurückhaltung. Wie sollte das anders möglich sein nach allem, was die Deutschen übers böse Ausland haben hören müssen! Die Vorstellungen aber, die der Durchschnittsdeutsche heute noch vom Ausland hat, sind oft von einer Unorientiertheit und Naivität, die einen geradezu unwahrscheinlich anmutet. Vor allem die Erwartungen, die der Mann aus dem Volk ans Ausland stellt, zeugen von einem unbegrenzten und darum immer wieder beschämenden und beunruhigenden Zutrauen, von einem

Zutrauen, wie man es normalerweise nur bei Kindern trifft. So entschlüpfen dem Deutschen im Gespräch mit dem Ausländer immer wieder Redewendungen wie: «Das Ausland sollte –», «das Ausland müsste –», «könnte das Ausland nicht –?», «weiss das Ausland –?» Vor allem hat das Ausland in der Phantasie sehr vieler Deutscher so etwas an sich wie ein unerschöpflich reicher Onkel in Amerika oder wie ein Samichlaus. Das Ausland kann alles, es ist schlechterdings allmächtig. Es fehlt oft nicht viel, und das Ausland wäre der liebe Gott. In den Augen vieler Deutscher aber ist das Ausland heute all das, was nicht Hitler unterstand. Das Ausland hatte es gut. Das heisst, es stand doch nicht unter der Schreckenherrschaft des Nazitums. Das glauben wir immer wieder herausgehört zu haben: Der Mann, die Frau aus dem Volk empfindet heute in der erinnernden Rückschau die Hitlerzeit als eine Periode durchgemachter Schrecken und Ängste, als Fremdherrschaft. Die Anfangsjahre, da sie den Versprechungen Hitlers und seiner Leute noch Glauben zu schenken geneigt waren, sind jetzt in der Erinnerung gleichsam wie überschüttet von den Jahren des Krieges und der Entbehrungen. Hitler ist für sie nun doch der Mann, dem sie darum nie verzeihen werden, dass er sie in den Krieg geführt hat, weil sie nun diesen Krieg verloren haben. Es wird uns auch immer wieder im Gespräch klar, wie sehr die Deutschen diesen Krieg, noch bevor er ausbrach, fürchteten. Von dem allem, meinen sie, war doch das Ausland verschont! Sie können sich nicht vorstellen, dass immerhin das Ausland auch einigen Anteil gehabt hat an den Schrecken und Ängsten des Hitlerterrors. Man sei nun aber nicht zu rasch mit der Anklage bereit, Hitler und seine Regierung seien den Deutschen eben recht gewesen, solange der Erfolg mit ihnen war. So wahr das ist, so heuchlerisch wäre die Behauptung, Erfolgsanbetung sei eine deutsche «Spezialität». Welches Volk jubelt seiner Regierung nicht zu, solange ihm daraus Annehmlichkeiten und Vorteile erwachsen! Wenn es seit

Kriegsende demokratische Regierungen gibt, die Diktatoren-Gattinnen deswegen ehrenvolle Empfänge bereiten, weil dahinter die Aussicht auf günstige Handelsbeziehungen winkt, dann kann man sich an den Fingern abzählen, was die gleiche Regierung täte, wenn heute etwa Eva Braun immer noch in der Lage wäre, in die Schweiz zu kommen, und einen Adolf Hitler hinter sich haben würde, der immer noch imstande wäre, günstige Handelsbeziehungen anzubieten. So steht es mit der Erfolgsanbetung in helvetischer Gestalt.

Sehr seltsam aber ist, wie wenig der Mann aus dem Volk imstande ist, unter der Übermacht der gegenwärtigen eigenen Not sich noch daran zu erinnern, dass es im Ausland auch einige Leute gab, welche die Faust der Fremdherrschaft Hitlers bis zur Unerträglichkeit am eigenen Leib verspüren mussten. Es ist das nicht Bosheit, es ist das wie ein Unvermögen. Wir traversieren die einst doppelspurig gewesene Eisenbahnlinie Basel–Karlsruhe. Eines der Geleise ist abmontiert und wird nun irgendwo im Ausland eine von Hitler zerstörte Linie ersetzen müssen. Eine sonst durchaus nicht unintelligente Jungfer aber versteigt sich zu dem Stosseufzer: «Sehen Sie da! Alles reißen sie uns weg! Alles stehlen sie uns! Und dabei haben unsere Jungens doch im Ausland so viel gebaut! Aber eben, auf Dank und Anerkennung haben Besiegte nicht zu rechnen!» Es war gar nicht so einfach, dieser nun wirklich nicht gerade «ahnungsvollen Seele» klarzumachen, dass «unsere Jungens im Ausland» wahrhaftig nicht nur «so viel gebaut», sondern immerhin auch einiges wenige zusammengeschlagen und zusammengestohlen haben.

Aber das Ausland kann nicht nur alles, es hat selbstverständlich auch alles. Dass es auf irgendwelchem Gebiete auch seine Schwierigkeiten haben könnte, dass es auch ein Erbe eines Krieges anzutreten hatte, das kann der Besiegte nur schwer realisieren. Das wird eine Eigentümlichkeit wahrscheinlich nicht nur des Deutschen, sondern des Besiegten

überhaupt sein. Dass es im Ausland auch eine Teuerung gibt, eine Kleiderknappheit und Ernährungsschwierigkeiten, dass in Holland auch Leute noch in Bunkern hausen, das will dem Durchschnittsdeutschen heute nur schwer hinein. Er kann sich das Ausland fast nur so vorstellen wie damals, als er mit seinen fleissig ersparten Reisemarks in bescheidener Rückschau auf viele Jahre saurer Arbeit sich noch eine Ferienreise nach Südfrankreich, nach Österreich, nach Oberitalien oder in die Schweiz leisten konnte. Das Ausland ist ihm der Inbegriff des schlechthin Bevorzugten, Deutschland der Inbegriff des schlechthin Minderbemittelten und vom Schicksal ewig Benachteiligten. Das gilt vor allem für die Schweiz. Es war echt, als eine Berliner in den Ruf ausbrach: «Ich sehe die Schweiz in einer Gloriole; sie ist mir wie eine Vorwegnahme des Paradieses auf dieser Erde.»

Vor allem kann sich heute der Deutsche weithin das Ausland nur als eine Einheit vorstellen. Man stösst im Gespräch immer wieder auf Redensarten wie «das demokratische Ausland» oder gar «das christliche Ausland». Der Mann in der Strassenbahn, weithin aber auch der Mann in der Studierstube, kann sich eine Demokratie nur als eine wundervolle Einheit von lauter etwas braven und etwas harmlosen Gleichgesinnten vorstellen, als eine Art erweiterten Verein mit dem Namen Concordia. Dass eben gerade die Vielheit und die Auseinandersetzung zum Wesen der Demokratie gehören, ist ihm schwer fasslich. Ein Kräftespiel verschiedenartiger Elemente scheint kaum in den politischen Vorstellungskreis vieler Deutscher zu gehören. Demokratie müsste in Gestalt einer Einheitspartei fix und fertig auf der Platte serviert daherkommen. Dass in einer Demokratie sogar ansehnliche Minderheiten mit totalitärem Einschlag und totalitären Gelüsten und Zielen das Ideal einer Demokratie beeinträchtigen und sowohl die innenpolitische Gestaltung wie auch die aussenpolitische Haltung eines Volkes erheblich

mitbestimmen könnten, ist vielen Deutschen eine Enttäuschung.

Die hochgespannten Erwartungen ans Ausland aber sind vor allem dem Missverständnis zuzuschreiben, als wäre das Ausland christlich. Hier spielt sicher auch der bedauerliche Umstand mit hinein, dass eine Zeitlang eine gewisse, vor allem angelsächsische Propaganda, etwa im Gegensatz zu Russland, sich anheischig machte, im Namen des Christentums, als Befreier vom nazistischen und kommunistischen Heidentum erschienen zu sein. Es gibt aber nach der Heiligen Schrift nicht nur keine christlichen Völker, sondern die Kirche Christi, wie sie uns in der Bibel beschrieben wird, ist ihrem Wesen nach ein kleiner Haufe, eine Handvoll Salz, ein Saatgut innerhalb der Völker und darum in jedem Volk eine Minderheit. Diese Minderheit ist nicht in der Lage, zu befehlen oder gar zu erzwingen, sagen wir etwa wie der ausenpolitische Kurs eines Volkes gehen soll. Die christliche Minderheit fristet geradezu ein angefochtenes Dasein inmitten der Völker. Wie Universitätsprofessoren, sogar Theologieprofessoren von «christlichen Völkern» sprechen können, ist im Lichte der Bibel schlechthin unerklärlich. In der klaren Erkenntnis dieser Sachlage der christlichen Kirchen innerhalb der Völker heisst der heutige offizielle Titel der Kirche nicht etwa «Deutsche Evangelische Kirche», sondern «Evangelische Kirche in Deutschland».

Erster Eindruck

Ein Velofahrer erinnert uns zuerst daran, dass wir nun die Schweizergrenze hinter uns haben. In voller Fahrt zieht er die Bremsen und steigt ab, hebt etwas Glänzendes aus dem Staub, steckt es sorgsam, als wär's ein Schatz, in seine Westentasche. Es ist ein Nagel – wir befinden uns nun in einem Land, da man, um einen gewöhnlichen Nagel oder Hosenkнопf aufzuheben, vom Fahrrad steigt. – Ein junger Mann und ein altes Mütterchen schleppen da aus dem zerschossenen Wäldchen eine Fuhre Sammelholz auf wackeligen Rädern über den Feldweg herein. Dort drüben, rechts der Hauptstrasse, im Garten eines bombenbeschädigten Arbeiterhäuschens ist ein anderer eifrig am Umspaten. In einem Körbchen am Wegrand stehen die Saatkartoffeln bereit, die offenbar noch heute der Erde sollen anvertraut werden. Sie sind übrigens bis an die Grenze des Erlaubten zerschnitten. Was immer man von ihnen wegnehmen konnte, hat man zum sofortigen Gebrauch noch genommen. Damit erreicht man dreierlei. Einmal hat man seinen Kartoffelacker bestellt, dann hat man sich von der Saatkartoffel doch noch einmal satt gegessen, und schliesslich wird auf diese Weise die Gefahr verringert, dass einem über Nacht die Aussaat aus der Furche ausgegraben und gestohlen wird. Aus dem Innern der Stadt ertönt Männergesang. Drei Kolonnen Besatzungstruppen marschieren mit aufgepflanztem Bajonett in leichtem Taktschritt ihrer Kaserne zu. Der Mann mit dem Spaten arbeitet ruhig weiter, schaut ihnen aber in gebückter Haltung verstohlen nach. Was mag in seinem Herzen vor sich gehen?

Am andern Tag fahren wir Freiburg im Breisgau zu. Wir begegnen merkwürdig wenig Automobilen unterwegs. Die Strasse gehört fast uns, und es wäre eine Lust so zu reisen, wenn wir nicht wüssten, dass die beiden Hinterräder unseres Wägelchens heute früh einem Motorrad weggenommen und an unser Fahrzeug aufmontiert worden sind. Der Arbeiter,

der diese gewagte Operation vorzunehmen bereit war, liess sich lieber nicht durch Bargeld belohnen, sondern zog es vor, als Entschädigung zur Mittagssuppe eingeladen zu werden. Einige Zigaretten machen ihn willig für künftige Helferdienste ähnlicher Art. Die wenigen Wagen, die in scharfem Tempo an uns vorbeisausen, sehen stattlicher aus als der unsrige. Sie tragen alle die ockerfarbenen Buchstaben auf schwarzem Untergrund: TOA, das heisst: «Troupes d'Occupation en Allemagne». Wir fahren durch friedliches Gelände. Einmal bei der Vorbeifahrt an einem Gehöft fliegen Gänse ängstlich und dennoch unter heftigem Protestgeschmetter davon. Am Ausgang einer kleinen Stadt ist es, da auf einmal, bei einer harten Strassenkurve, rechts und links am Wegrand viel reisendes Volk steht, hockt und liegt. Meistens Jugendliche, ihre Taschen, Säcke, Körbe und Schachteln neben sich auf den Boden gelegt. Ein seltsam buntes Bild der Kleidung. Es ist die Buntheit der Armut, kein Anzug ist einheitlich, die Stücke sind zusammengesucht und weithin erst noch bunt verflochten. Sowie wir um die Ecke biegen, kommt Leben in die Reihe des seltsam farbigen Elends. Einige springen auf und treten einen Schritt vor gegen die Strassenmitte zu, andere heben die Hände hoch, andere machen Anstalt, sich zu erheben, sinken aber gleich wieder müde auf ihre Ballen und Säcke zurück. Das ist der erste «Anhalterbahnhof», den wir antreffen. Die Leute liegen stundenlang an der Strasse und warten auf einen Lastwagen oder sonst auf ein Fahrzeug, das sie eine Strecke weit mitnimmt. Solche «Anhalterbahnhöfe» haben wir von da an noch oft genug gesehen. Wandersleute auf offener Strasse sieht man selten oder sozusagen nie. Ist es die allgemeine Unsicherheit? Ist es die drohende Abnutzung des Schuhwerks? Ist es einfach die körperliche Kraftlosigkeit und der Hunger, der sie davon abhält? – Fröhliches Wandern ist hier jedenfalls eine grosse Seltenheit.

Wir kommen an den Titisee. Die riesigen Hotels der früheren Schwarzwälder Fremdenindustrie sind jetzt besetzt durch bleiche, erholungsbedürftige Franzosenkinder, welche die Spuren der sechsjährigen deutschen Besetzungszeit immer noch an sich tragen. Wir rollen durchs «Höllenthal» hinunter. Ein grosser Viadukt der Höllenthalbahn ist von den deutschen Truppen selber auf dem Rückzug in elfter Stunde noch geschwind zerstört worden, zum grossen Ärger der einheimischen Bevölkerung. Hingegen der Hirsch am «Hirschsprung» steht noch unversehrt an jener Talenge, wo die Strasse zwischen zwei gegenüberliegenden Felsen durchführt, die einander so nahe stehen, dass die Sage ergeht, ein Hirsch, von seinem Jäger verfolgt, sei diesem durch einen verzweifelten Sprung über den Abgrund entgangen. Bald weitet sich das Höllenthal, und wir kommen hinaus ins «Himmelreich». Eine zerfallene Schwarzwaldmühle sieht zwar nicht nach Himmelreich aus. Im Wiesengrund aber sichten wir einen Storch, der uns das Nahen der Rheinebene anzeigt. In der Ferne ragen die Türme des Freiburger Münsters.

In den Vorgärten Freiburgs blüht der rote Pfirsich neben dem schneeweissen Kirschbaum. Rechts der Strasse in den Bäumen liegt das riesige Bassin des Hallenschwimmbades. Unser Begleiter erklärt in etwas bitterer Trauer: «Nur für Franzosen.» Nur für – nur für – wo und in welchem Zusammenhang hat man diese Wortbildung in deutscher Sprache zum erstenmal vernommen? «Nur für Deutsche» hiess es damals, hiess es an ungezählten Türen und Portalen in ganz Europa herum, sechs Jahre hindurch. «Nur für» – das ist Besetzung. Es hiess aber noch vorher einmal: «Nur für Deutsche, Juden haben keinen Zutritt.» Links der Hauptstrasse im Hintergrund dehnt sich ein riesiger Park graugrüner Militärfahrzeuge und auf dem Wiesenband davor ein bunter Tingeltangel mit Rösslispiel, Schiffflischaukel und Schiessbuden. Das Praterad dreht sich im Kreis; bald sind die einen oben, und

dann sind die anderen unten. Ja, das Pratertrad – eben will ich nachdenken über den Sinn der Weltgeschichte, noch liegt uns das Lied von der Lili Marleen im Ohr, das die Orgel des Karussells in die fröhliche Kinderschar und in den zart-blauen Frühlingstag hinausschmettert; was darauf folgte, lässt sich mit Worten nur schwer beschreiben.

Plötzlich, wie abgeschnitten, von einem ganz bestimmten Haus, von einer ganz bestimmten Strassennummer an, ein einziges, unabsehbares Feld von Trümmern – Trümmern – Trümmern. Das Auto fährt langsam. Wir werden still. Ein einziger Gedanke legt sich uns auf die Seele, drängt sich uns auf die Lippen: «Kann man das? Kann man das?» Nein, hätten wir schreien mögen: Das kann man nicht. Es ist ein Versehen unterlaufen hier. Der Weltverstand hat hier einen Augenblick versagt, und dann ist ein sinnloses Unglück passiert. Aber mitten im Trümmerfeld steht das Münster. Die Mauern unten bis etwas über Häuserhöhe sind zwar noch rauchgeschwärzt vom Brand, der ringsum wütete. Die Fenster sind zertrümmert. Es ist fast gespenstig still hier. Die gährende Leere und Totenstille wird durch den schrillen Schrei einer Mauerdohle oben im Getürme erst noch betont und unterstrichen. Das Münster steht. Wie durch ein Wunder. Man möchte danken. Aber der bittere Gedanke fährt dazwischen: Also doch kein Versehen, also doch kein sinnloses Unglück! Dies haarscharf ausgesparte Münster inmitten des Trümmerfeldes liefert den furchtbaren Beweis, dass hier ein Hirn, das tagklar funktionierte, am Werke war. Und wahrlich nicht nur hier. Es ist das die erste zerstörte Stadt, die wir sahen, wir könnten viele Monate durch die Länder Europas, der Welt, fahren, bis wir all die zerstörten Städte gesehen hätten. Und solches haben wir gekonnt! Es war eiskalte, es war taghelle Überlegung und Berechnung dabei. Kann man das? Ja, man kann es offenbar. Was kann man doch nicht alles!

Da und dort auf einem Schuttberg steht ein Stock und eine Tafel mit einer Aufschrift dran. Ein Handwerksmann zeigt

damit an, dass seine Werkstatt, die früher hier gestanden hat, jetzt am unversehrten Stadtrand draussen eröffnet ist. Der Mann arbeitet. Ein Lebenszeichen inmitten der Ruinen. Da stand eine Metzgerei. Man sieht noch kleine Spuren des Plättchenbelages. Es ist Samstagabend. Hier stand einst am Samstag der Meister an der Fleischbank und bediente seine Bürgerschaft mit dem Sonntagsbraten. Jetzt steht auf dem Schutthügel ein schlichtes Holzkreuz. Eine Hand hat in einer Konservenbüchse Blumen hingestellt. Hier ruht nun der Meister, unter den Trümmern; er hat noch nicht bestattet werden können.

Morgen ist Sonntag. Ich soll in der Christuskirche drüben am Rand des Trümmerfeldes predigen. Hier gibt es nur ein einziges Wort zu sagen, das ist mir nun völlig klar: «Christus ist auferstanden.» Gottlob sind wir mit nichts anderem in dies Land gekommen, als mit der Bibel in der Hand! –

Der deutsche Bauer

Durch das jahrelange Anhören von Kriegsnachrichten erwartet man zunächst als Ausländer, das ganze deutsche Land sei eine einzige Wüstenei. Es gibt nichts Demoralisierenderes als diese Vorstellung. Sie trifft nicht zu. Viele Städte sind verwüstet, zu einem Drittel, zur Hälfte, zu 85 oder gar in ganz schlimmen Fällen zu 90 Prozent. So hat der Krieg vor allem die Städte und grösseren Industrieansiedlungen getroffen. Es ist aber kaum ein grösserer Gegensatz denkbar als der zwischen Stadt und Land. Die deutsche Landschaft steht in jenen Wochen eben im Zeichen des Frühlingsanbaues. Die Felder legen Zeugnis ab vom Dasein eines arbeitsamen Bauernstandes. Es gibt zwar viel kargen Boden, man wird das erst einige Wochen später inne, wie dünn stellenweise die aufgegangene Saat, wie ausgemagert oft genug die Äcker sind, wie blumenreich und darum unwirtschaftlich die Wiesen, so dass wohl der Imker seine Freude dran haben kann, nicht aber der Landwirt; wie fleckig und lückenhaft das Kleefeld. Man kommt aber auch durch Gegenden, zum Beispiel Mainz und Umgebung, Worms und Umgebung, da rings um die Ruinen weite Ländereien intensiv und gartenähnlich bestellt sind, so dass sie kaum zurückstehen dürften hinter gewissen Landstrichen in unserem Unterwallis. Wo das Wrack eines Tanks oder Lastwagens am Wegrand liegt, da ist die Scholle sorgsam bis dicht heran umgebrochen. Der Grund von ausgebeuteten Sand- und Kiesgruben ist in einer Art und Weise ausgenutzt, dass Doktor Wahlen, unser Spezialist für Kriegsanaubau, seine Anerkennung nicht versagen könnte. Die Weinberge stehen gepflegt wie seit Menschenaltern; das gleiche ist vom Wald zu sagen. Wohl trägt er die Spuren des Krieges, vor allem wo die Operationen direkt durchgegangen sind, wohl wird auch jetzt noch Kahlschlag vorgenommen, aber auffällig ist, wie peinlich zum Beispiel die Entrindung der Nadelholzstämmen, die im Walde liegen

bleiben, zur Verhütung von Schädlingsherden durchgeführt ist.

Daneben gibt es Hunderte von Kilometern, da, oberflächlich beurteilt, fast keine Spuren der Kriegsfurie sichtbar sind. Bei näherem Überlegen aber drängen sich allerlei Rückschlüsse auf viel verborgene Bauernnot einem auf. Ist es zum Beispiel nicht höchst auffällig, wie gering verhältnismässig die Zahl der Menschen ist, die auf diesen für die deutschen Millionen auch nicht entfernt ausreichenden, für ein schweizerisches Empfinden aber ungeheuren Anbauflächen tätig sind? Und gibt es einem nicht zu denken, wie selten man einen währschaftigen Bauernsohn zu Gesicht bekommt, wie viele ältliche Männer müde hinterm Pflug hergehen, wie viele Frauen und junge Mädchen hier Männerarbeit verrichten! Und welchen besorgniserregenden Umfang hat doch die Handarbeit hier wieder angenommen! Karst, Handrechen und Hacke sind hier mindestens wieder so im Gebrauch wie bei uns an den Steilhängen des Emmentals oder der Voralpengegenden.

Sogar die Aussaat von Hand und mit dem Säsack ist keine ungewohnte Erscheinung. Wie klein ist die Zahl der Sämaschinen und der Traktoren, wie bescheiden der landwirtschaftliche Maschinenpark! In gewissen Gegenden fällt die Armut an Zugpferden auf und nicht weniger die unvorstellbare Magerkeit der verfügbaren Tiere. Das Ochsen- und Kuhgespann, wie es vor zwei Menschenaltern das Strassenbild unserer Bauerndörfer beherrscht haben mochte, ist hier in den von uns durchfahrenen Gegenden wieder beinahe die Regel geworden.

Mit den Augen des Städters gesehen, hat es jetzt der Bauer gut und lebt herrlich und in Freuden. Aber wie viel harte Lebensnot verbirgt sich hinter den erwähnten Beobachtungen! Der Bauer hat ein Dach über seinem Kopf, hat Arbeit, Kleidung, Wärme und Kalorien. Aber er ist weit davon entfernt,

es nach unsern Begriffen gut zu haben. Sein Leben ist eine harte Fron. Dazu sind ihm die Kühe im Stall genau registriert, seine Schlachtung ist überwacht, die Freiheit des Kaufs und Verkaufs ist ihm weithin entzogen, das Huhn auf dem Sedel ist statistisch erfasst, an die Abgabepflicht hat er sich unter Androhung gesalzener Bussen zu halten. Was ihm zur freien Verfügung übrigbleibt, kann er nicht auf den Markt tragen. Wohl gibt es Geld. Aber die Währungsfrage ist noch nicht geregelt und trägt den Stempel der Vorläufigkeit. Er muss jederzeit gewärtigen, dass das jetzt gültige Geld durch eine Verordnung entwertet wird. So sieht er sich gezwungen, was immer er «verkauft» oder «kauft», im Tauschhandel zu erledigen. Will er ein Rad vom Wagner oder einen Hufbeschlag vom Schmied, kann er nicht mit Geld bezahlen, sondern muss Naturalien liefern. Kompliziert und zeitraubend ist die Bedienung der Städter. Wohl tätigt er hier seine Tauschgeschäfte und wird vielleicht reich an Sachwerten, die in unzähligen Kleingegenständen zerstückelt nun den Weg von der Stadt aufs Land hinaus finden, bis zum Zeitpunkt einer allgemeinen Rechtsunsicherheit und drohender Massenplünderung, sollte die Not in den Städten zu Hungeraufständen führen. Jetzt schon kann man, wenn man am Morgen durch die Dörfer fährt, sehen, wie Türen und Tore der Gehöfte aufs sorgfältigste gegen die Strasse hin verriegelt sind. Während die Leute auf dem Feld arbeiten, ergiesst sich von den Städten her ein Strom von Wanderern mit Taschen und Säcken, sogar mit kleinen Wägelchen, die auf winzigen Rädchen rollen, auf die Dörfer hinaus. Da und dort sieht man eine Bauerntochter durchs halbgeöffnete Fenster mit einem solchen Landfahrer verhandeln. Man hat für diesen Tauschhandel im Grossen den vom letzten Krieg her bekannten Ausdruck «schieben», dazu ist nun in diesem Krieg für den Kleinhandel der Ausdruck «quandeln» geprägt worden. Der Bauer hat jetzt weithin die Rolle eines Kleinpand-

Verleihers inne, sicher nicht immer nur zu seinem Vergnügen.

Wo er nicht seine sieben Sachen wachsam im Auge behält, da wird ihm gestohlen, was nicht niet- und nagelfest ist. An einem Sonntagabend sahen wir in der Nähe eines grösseren Industrieortes eine ganze Anzahl von Jungen und Mädchen mit Fahrrädern und Säcken, die auf den jungen Frühlingmatten die besseren Kräutlein mit den Messern austachen, ihre Säcke füllten und davonfuhren. Wenn sich solches massenhaft wiederholt, wird für die Sense nicht viel übrigbleiben, und das Heugras wird im Juni spärlich stehen. Der Handel mit so genanntem «Wildgemüse», Löwenzahn, Wildkresse, Jungnesseln, konnte auf einem grossen Platz in Trier beobachtet werden. Stand da um eine alte Frau mit einem Kinderwagen voller Wildgemüse herum eine grosse «Schlange» von Menschen, die wohl um 11 Uhr noch nicht wussten, was sie zu Mittag essen sollten. Das bescheidene Marktprodukt war weg im Hui. Fast jede der verhärmten Hausfrauen aber bezog dazu ein Sträusschen Wiesenschaumkraut, das gleichzeitig mit dem Wildgemüse feilgeboten ward.

Die Lage des deutschen Durchschnittsbauern mag wohl am zutreffendsten charakterisiert sein durch ein eingehendes Gespräch mit einer Bäuerin aus dem Württembergischen, das, zusammengefasst, etwa folgendes Bild ergab: Es geht uns recht. Wenn wir sehen, wie es anderen Volksgenossen geht, dann wäre es Sünde, wollten wir klagen. Aber wir werden jetzt beneidet und spüren, dass man uns in unserem Volk nicht liebt. Und doch müssen wir seit Jahr und Tag von einer Tageshelle bis zur andern hart dran sein. Früher hatten wir Polen und Ukrainer, die uns halfen. Wir schätzten sie. Jetzt ist überall Mangel an Arbeitskraft und Ausrüstungsgerät. Mit dem Geld können wir nichts anfangen, zu essen haben wir nicht reichlich, aber genug. Immerhin bekam ich vor einigen Wochen auf einmal die Maulfäule. Der Arzt erklärte,

das sei bei mir nicht infektiös, sondern eine Mangelerscheinung und rühre von zu einseitiger Kost her. Eine Plage sind die Landwanderer und Rucksackleute. Sie wollen «quandeln», in jüngster Zeit gehen sie von Hof zu Hof und betteln je eine Kartoffel. Es kommen jetzt die Tage, die von alters her bekannt sind als die «hungrigen Monate» (April, Mai, Juni). Dieses Jahr scheinen sie zu richtigen Hungermonaten werden zu wollen. Das ist uns ein Kummer. Man gibt und gibt. Aber man wird missbraucht, und dann wird man hart. Das ist das Schlimmste.

So ist, trotz gewisser Zeitungsmeldungen und falscher Verallgemeinerungen, zu sagen, dass nicht jeder Bauer, und vor allem nicht jede Bäuerin, herzlos und geizig geworden ist. Ein Landpfarrer erzählt mir, dass seine Gemeindeglieder bei Sammlungen immer und immer wieder erstaunlich willig sind zum Geben. In seinen beiden Dörfchen sei letzthin sogar eine Eiersammlung durchgeführt worden. Man muss ermessen, was das bei den bestehenden Vorschriften über Eierabgaben und bei den immer wieder vorkommenden Hühnerrequisitionen immerhin bedeutet. In einem der Dörfer seien 34 Stück gespendet worden, im anderen gar deren 98.

Deutsche Jugend

Nachdem wir am Strassenbord das Picknick aus dem Rucksack zu uns genommen und eine Zigarette angezündet haben, wird der Mann, der bis dahin so seltsam wortkarg am Steuer sass, etwas mitteilbarer. Er stellt uns einige Fragen über die Schweiz. Ob es dort schönere Wagen gebe als hier? In welchem Zustand die Strassen seien? Ob es dort vielleicht Mangel an Chauffeuren gebe? Er verdiene hier 190 Mark monatlich; davon gingen für die Miete 28 Mark ab und ein Teil für Gas und Elektrizität; der Rest sei zum Leben, und das sei nicht viel.

«Haben Sie denn Familie?»

«Aber gewiss!»

Er zieht, wir befinden uns unterdessen wieder in voller Fahrt, seine Brieftasche aus der Weste und holt eine Photo hervor. Frau und zwei Kinder.

«Die Ältere da ist etwas hoch und rasch gewachsen. Laut Feststellung des Schularztes hat sie ein beträchtliches Untergewicht. Der Kleine aber», seine Stimme zögert unmerklich, es ist, als ob ihn etwas wüрге, «ein strammer Junge, nicht wahr? Er ist aber nicht mehr da. Damals auf der Flucht meiner Frau, ich lag noch im Felde, hat sie ihn unterwegs verloren. Ob er verhungert oder erfroren ist, ob begraben und wo? Niemand weiss es zu sagen. Oder ob er am Ende noch lebt und wenn ja, wo? Alle Nachforschungen haben bis jetzt nichts gefruchtet. Möglich ist alles.»

So erzählt unser Chauffeur, wenn er sein Schweigen bricht. Wenn alle Eltern in diesem Land und, ach, nicht nur in diesem, das Schweigen brächen! Kaum eine Familie, die nicht eine oder mehrere ihrer Glieder als tot beklagt. Wenn man wenigstens, durch Augenzeugen verbürgt, die Todesart, Stunde und Ort der Bestattung erfährt, dann ist's noch gut,

und das qualvolle Fragen kann langsam zur Ruhe kommen. So erhält ein Seelsorger, eben am Tage, da wir bei ihm zu Gäste sind, den Auftrag, zwei betagten Gemeindegliedern mitzuteilen, ihr Sohn sei im März 1945 auf einem Krankentransport gestorben und in der Nähe von Bukarest am Bahndamm begraben worden. Schrecklich aber ist die Seelenpein solcher Eltern, deren Sohn oder Tochter oder deren Kind, wie bei unserem Chauffeur, im Ungewissen verschwunden ist, verlorengegangen, vermisst. In die Auswirkungen solcher seelischer Zustände gibt uns folgende wahre Begebenheit Einblick:

Eine Mutter muss sich einer ernsthaften Operation unterziehen. Es handelt sich um die Wegnahme einer Brust. Daraufhin will die Wunde wochenlang nicht zuheilen. Der behandelnde Arzt schliesst auf eine Mangelerscheinung und macht aus seiner wachsenden Besorgnis kein Hehl. Plötzlich aber, von einem Tag auf den anderen, fängt zur grössten Überraschung des Arztes aus ihm unerklärlicher Ursache die Wunde an, rasch und prächtig zu verheilen. Was ist passiert? Eine Postkarte ist die Ursache der Heilung. Der Briefträger hat ein Postkärtchen gebracht – aus der Gegend des Ural! Ein einziger Satz steht drauf und ein Gruss, aus dem hervorgeht, dass der seit drei Jahren vermisste Sohn am Leben sei.

Vermisste, verlorene, hingestorbene Jugend. Zahlen werden da wohl nie bekannt werden. Hier liegen tiefe Wunden, die, wenn sie je wieder heilen, Zeit brauchen. Hier liegen Wunden, die eines grossen Arztes bedürfen. – Das Hauptproblem Deutschlands heisst: Seelsorge.

Verwahrlost und gefährdet

Immer wieder begegnet uns die Sorge über die Verwilderung des heranwachsenden Geschlechts. Anlässlich eines Empfanges beklagen sich ein Studienrat, ein Oberbürgermeister und ein Theologieprofessor aufs schwerste über die Besetzungsbehörden, wobei sie den jetzigen Gewalthabern die wachsende Verrohung der Jugend zur Last legen. Beständig reden diese Herren von «früher»; «früher» sei es besser gewesen, «früher» habe es noch Zucht und Ordnung gegeben und Respekt vor den Eltern. Die Klage geht so weit, dass einer der Herren sagt, «früher» habe die medizinische Fakultät anlässlich der Behandlung der Geschlechtskrankheiten im ganzen Städtchen nach einem Syphilisfall fahnden müssen, heute sei der ganze Ort verseucht, und die Jugend sei aufs äusserste gefährdet. Das ist die verwahrloste, die gefährdete Jugend. Jenen Herren aber mussten wir allen Ernstes die Frage stellen, was sie eigentlich unter «früher» verstanden? Ob das vor 1914 sei oder vor 1933 oder vor 1939 oder aber, wie sie es nun in einem fort darstellten, vor 1945 erst? Wann hat denn die Verrohung der deutschen Jugend begonnen? erst vom Tage an, da es in Deutschland eine Besetzungsmacht gab? War das keine Verrohung der Jugend, als ganze Jugendgruppen zur Plünderung der Juden eingesetzt und ausgesandt wurden? Man beobachtet es jetzt oft, dass viele, vor allem Intellektuelle, im Gespräch auf einmal nicht mehr weiter wissen. Gedächtnisschwächen. Es soll diese Erscheinung im Zusammenhang stehen mit dem Fettmangel. Wenn solche Klagen und Anklagen über die Verrohung der Jugend an die Adresse der Besetzungsmacht ergehen, dann ist zu hoffen, dass es sich hier nicht um bösartige Verstocktheit, sondern um solche körperlich bedingte Gedächtnisschwäche handelt.

Tatsache ist, dass es heute in Deutschland, wohl in allen Ländern Europas, aber auch in Deutschland, verwilderte

Jugend gibt. Wie sieht sie aus? Es gibt da Kinder, die längst im schulpflichtigen Alter wären, aber noch nie eine Schule besucht haben. Sie besitzen entweder keine genügenden Kleider, oder aber sie werden von ihren Eltern gebraucht zur Nahrungsbeschaffung. Es gibt tatsächlich Kinder, die wie Jagdhündlein ausgesandt werden zum Betteln und zum Stehlen, das heisst, man hat hier einen neuen besonderen Ausdruck geprägt. Stehlen heisst nicht stehlen, sondern «klauen». Es gibt Kinder, denen das «Klauen» zur täglichen Übung, fast könnte man sagen, zur zweiten Natur geworden ist. Sie treiben sich wie halbwild herum und suchen, was sie erwischen können.

An einem stillen Sonntagnachmittag fahren wir nach getanem Dienst ein einsames Pfälzer Waldtälchen hinunter dem Orte zu, wo wir am gleichen Abend wieder zu sprechen haben. Bei einer alleinstehenden Säge sehen wir eine Anzahl Buben damit beschäftigt, einen mittelgrossen Handwagen mit Holz von der Säge zu beladen. Einer von ihnen steht bei der Strasse vorn Wache für den Fall, dass der Besitzer sich nähern könnte. Einmal setzt sich auf der Fahrt ein Bahnpolizist zu mir. Er zeigt mir nach einiger Fühlungnahme im Gespräch seine Ausweispapiere, ich ihm meinen Pass. Beim Halt an einer Station entsteigen ein Bub und ein Mädchen dem Zug, welche ein winziges Wägelchen mit einem Sack beladen hinter sich her schleppen.

«Sehen Sie, was die beiden dort hinter sich her ziehen, ist Kohle, geklaute Kohle. Ich müsste diese jetzt eigentlich als Diebsgut beschlagnahmen. Aber wie soll ich den Beweis erbringen? Man müsste sie auf frischer Tat ertappen. Jede Untersuchung aber ist darum so schwierig, weil viele Leute sich solidarisch verhalten und die Auskünfte verweigern. Überhaupt», fügt er nach einer Weile etwas leiser hinzu, «man ist schliesslich nicht nur Polizist, sondern auch irgendwo noch ein Mensch und Familienvater. Wenn ich sehe, dass nur gerade in Mengen gestohlen wird, dass die Leute damit die

schwarze Notdurft stillen, dann drücke ich eigentlich immer ein Auge zu. Nur wenn sie es zu bunt treiben und wenn die Sache anfängt in grösserem Massstab betrieben zu werden, wenn das 'Klauen' ins Stehlen übergeht, dann sehe ich mich genötigt, einzugreifen.»

Was der Bahnpolizist sagt, ist als Grundsatz gefährlich und unter normalen Umständen unmöglich. Wohin käme ein Polizist, wie stände es mit einem öffentlichen Gemeinwesen, wenn das «Klauen» einfach erlaubt wäre! Und doch stand der Bahnpolizist demjenigen, der das Ährenausraufen der Hungrigen am Sabbat verteidigte, näher als den Gesetzesfanatikern, die vor lauter Paragraphen den Menschen in seiner Not nicht mehr sehen.

Die Fürsorgerin eines Landstädtchens sieht als ihre nächste und dringlichste Aufgabe die Schaffung eines Nachtasyls für jugendliche Durchreisende. Es seien die Jugendlichen zwischen 14 und 19 Jahren, aus denen sich weithin die Zuträger und Vermittler der Schwarzmärkte der Grossstädte rekrutieren. Sie fahren tagelang ohne heimzukehren über Land, übernachten mit Vorliebe in der Nähe der Bahnhöfe ohne jegliche Betreuung und Aufsicht, wobei ihre Verwilderung von Monat zu Monat rapid zunimmt, bis dass sie eines Tages zu den eigentlich Kriminellen geraten. Das Versinken in die Sklaverei einer alles beherrschenden und wild entfesselten Sexualität droht diesen jugendlichen Landfahrern allen. Die Qualen, denen solche Jugendliche bei der unvorstellbaren Wohnungsnot auf dem Gebiet des Sexuellen ausgeliefert sind, wenn sie, ohne Beschäftigung, ohne Lebensziel, ohne Pflicht und ohne Tagesordnung monatelang wie heimatlos durch Dörfer und Städte fahren, sind unvorstellbar. Hier gäbe es zunächst nur eines, das not täte: Arbeit.

Auf der Fahrt nach Berlin, zwischen Bebra und Göttingen, begegneten wir einer anderen Art von gefährdeter Jugend. Ein Güterzug musste da längere Zeit an irgendeinem

kleineren Bahnhof anhalten, um eine Kreuzung abzuwarten. Bei dieser Gelegenheit sahen wir zum erstenmal Menschen in Viehwagen. Die Insassen waren zum Teil ausgestiegen. Auffällig ist das Benehmen einiger Burschen und Mädchen. Immer wieder steigen sie aus und steigen ein, streichen wie Katzen aneinander hin und wechseln unmissverständliche Blicke. Worin für sie der Reiz dieses Aus- und Einsteigens besteht, geht uns erst auf, wie ein altes Mütterchen auch einsteigen möchte. Die Viehwagen haben keine Stegentritte; man muss hinaufklettern und ist auf handgreifliche Hilfe angewiesen. Aber da rennt natürlich keiner der sonst so dienstbeflissenen jungen Bürschchen herbei, die Alte muss selber zusehen, wie sie den Wagen erklimmt. Eine junge Frau sitzt in der Mitte des Waggons auf einer Kiste und stillt ihr Neugeborenes, sein Köpfchen sorgsam gegen den Durchzug schützend, wie das jede andere Mutter auf der ganzen Erde auch täte.

Das ist ein winziger Ausschnitt aus dem Leben der Heimatlosen, der Zehntausende und aber Zehntausende von Ostflüchtlingen. Die Jugend, die hier heranwächst, die Jugend der Sammellager und der Viehwagen, wird es fürs Leben schwer haben, sich je einmal wieder in das zurückzufinden, was man einst «geordnete Verhältnisse» nannte.

Bis zu welchem Grad aber der Krieg und der nationalsozialistische Terror in der Seele des deutschen Kindes Verwüstungen und Verheerungen angerichtet haben, wurde uns klar durch eine weitere kleine Begegnung an einem anderen Bahnhof. Es ist freilich im heutigen Nachkriegs-Europa auf allen Bahnhöfen von Sizilien bis nach Narwick und von Calais bis nach Warschau wohl Ähnliches möglich. Draussen vor der Sperre spielte eine Gruppe von vier Kindern, schätzungsweise so zwischen 7 und 11 Jahren. Da uns die Ausfuhr von 500 Gramm Süßigkeiten erlaubt worden war, hatten wir immer ein wenig Bonbons in der Tasche mit. Ich winkte den Kindern durchs Gitter hindurch zu und bot ihnen

von meinen Schweizer «Täfel» an. Die Wirkung war unerwartet. Zuerst stoben sie wie scheue Tierchen davon. An der Ecke des Stationsgebäudes blieben sie stehen und hielten offensichtlich Kriegsrat. Schliesslich sandten sie den grössten unter den Jungen als Unterhändler zurück. In drei Meter Entfernung blieb dieser stehen und rief mir zu: «Iss zuerst selber!» Nachdem ich mich selber bedient hatte, verlangte er, um ganz sicher zu sein, dass ich ihm zeige, ob ich wirklich hinuntergeschluckt hätte. Erst als er sich dessen versichert hatte, liess er sich herbei und nahm die Gabe in Empfang.

Spielende Kinder

Es wäre übertrieben, wenn man sagen wollte, die ganze oder auch nur die Mehrzahl der deutschen Jugend sei so. Man kann sich überhaupt nicht genug vor falschen Verallgemeinerungen hüten. Nicht die ganze deutsche Jugend lebt in Hungersnot, und nicht die ganze deutsche Jugend «klaut». Es gibt auch da Unterschiede. Man kann Kinder sehen, die an einem frostigen Frühlingstag barfuss daherkommen, angetan mit einem ausgefransten Höslein ohne Knöpfe, mit einem groben Draht am Leib gehalten, mit einem ärmellosen Hemdlein, das nicht bis in die Hosen reicht, daneben aber auch Kinder mit Hut und Korallenkettchen um den Hals, das bunte Taschentüchlein guckt aus dem Täschchen, Kinder, wir würden bei uns sagen «nagelneu, wie aus dem Druckli». Es sind wohl alle Leute arm, aber nicht alle in gleicher Weise blutig arm. Wohl leiden alle unter der Knappheit, aber während dieselbe für die einen Hunger bis Hungersnot bedeutet, geht es den anderen immer noch leidlich. Es kommt eben darauf an, ob man Beziehungen hat, ob man gute Beziehungen hat oder weniger gute. Man nennt das hier allgemein «Vitamin B». Damit sind gemeint Beziehungen zum Bauer, zur Besetzungsmacht oder zum Ausland.

So gibt es gottlob immer auch Kinder, die keineswegs aufgehört haben, Kinder zu sein, und die Zeugnis ablegen von einer gewissen Unverwüstlichkeit jener Kindesnatur, für die unser Meister einst ein besonderes Auge hatte. Es gibt auch Kinder, und wir hoffen, ihre Zahl sei nicht klein, die nicht einfach der Verelendung verfallen müssen. Schon wenn die Kinder spielen mögen, ist nicht alles verloren. Ja, spielende Kinder haben hier draussen in der Nähe oder gar innerhalb der Ruinen etwas besonders Ergreifendes an sich. Was spielen sie denn? Eigentliche Spielsachen sieht man fast nie im Freien, wahrscheinlich weil die Gefahr des Geklautwerdens zu gross ist, auch wenn man noch im Besitz von Spielzeug

wäre. Zwei Grossstadtmädelchen machen sich dort, wo durch einen Allee-Baum der Trottoirzement ausgespart ist, eifrig zu schaffen. Auf die Frage hin, was sie denn hier täten, halten sie inne. Für einige Augenblicke ruht der Knebel, mit dem sie den steinharten Boden aufzustochern bemüht sind. Stolz aber erklären sie, was irgendwelche Berner Kinder in irgendeinem Emmentaler Dorf auch sagen könnten: «Wir bauen einen Garten und werden Blumen und Gemüse pflanzen.» Einmal sah man in Berlin ein Mädchen beim «Seilgumpen» und einmal einen Jungen, der mit der kleinen Peitsche einen Kreisel in Bewegung hielt. Nicht selten sah man Kinder mit selbstverfertigten, aus Lumpen zusammengewickelten Bällen spielen.

Was aber hier den Kindern reichlich zur Verfügung steht, ist Sand. Verglichen mit den kümmerlichen Sandhaufen, die wir unseren Stadtkindern künstlich anzulegen pflegen, sind die Kinder der deutschen Städte in «sandlicher» Beziehung fürstlich dran. Ihnen steht das reinste Sandeldorado zur Verfügung. Wenn es doch nur nicht der Sand ihrer zerstörten Heimstätten wäre! Bausteine, und zwar richtige Steine zum Bauen brauchen hier die Jungen auch nicht entfernt zu suchen. Sie bauen, sie bauen Häuser, sie bauen Schlösser, sie bauen Bunker und freuen sich dann genau wie unsere Schweizer Kinder auf den Moment hin, da sie ihr Bauwerk unter Johlen zerbomben können. Oder sie holen sich Mörtel vom Trümmerfeld und müssen nicht daran denken, dass es ja Mörtel von der Wand der Küche ist, in welcher ihre Gespielen aus der Nachbarschaft mitsamt ihrer Mutter angekommen sind. Sie haben Kreide die Fülle. Und damit zeichnen sie, wie Kinder einst im warmen Sommer 1911 es schon taten, die Hölle auf die Strasse, und dann all die vielen viereckigen Felder, zuoberst den Himmel. Und dann hüpfen sie aus der Hölle heraus durch Hindernisse hindurch und sind glücklich, wenn sie zum Himmel gelangen. Wenn man Kinder sieht, die da am Rand der Wüste aus der Hölle in den

Himmel und immer wieder aus der Hölle in den Himmel hüpfen, dann weiss man nicht recht, ob man bitter lachen oder heulen soll.

Schuljugend

Die Mehrzahl der pflichtigen Kinder besucht natürlich die Schule. Dabei dürfen wir uns freilich noch in keiner Weise das vorstellen, was wir einen «geordneten Schulbetrieb» nennen würden. Die Lehrernot und vor allem die Raumnot kommt zu allen andern Schwierigkeiten und Hindernissen noch hinzu. Aber die Anstrengungen, die auf diesem Gebiet im Gange sind, dürfen in Anbetracht der Verhältnisse als bedeutend eingeschätzt werden. Im Quartier einer Stadt stehen für 1200 Kinder vier Unterrichtsräume zur Verfügung. Der Unterricht wird hier schichtweise durchgeführt. Es gibt Kinder, die nur zwei Stunden pro Tag die Schule besuchen, oder nur halbtätig, oder nur zwei Tage pro Woche. Zwischenhinein behilft man sich, so gut es geht, mit Hausaufgaben. In einer Stadt am Rhein sind wir Zeugen, wie die letzte «Schicht» der Woche am Samstagabend gegen sechs Uhr das Schulhaus verlässt. Am Gebäude selber sieht man noch deutlich die Spuren der Inschrift, die vorher an der Fassade stand und nun heruntergerissen ist. Es hiess vorher «Haus der SA.». Die kleinen Buben, wahrscheinlich ABC-Schützen, tragen ihre Schiefertafeln unterm Arm. Einige von ihnen kehren sich stracks gegen die Wand des Schulhauses und tun, was offenbar pressiert hat. Der Lehrer, der, froh über den Feierabend, zum Fenster hinausschaut, begehrt nicht auf, sondern lässt, weitherzig verstehend, diesen Dingen ihren Lauf.

Von einem anderen Ort erzählt eine Lehrerin, in ihr ganzes Schulhaus sei wieder ein guter Geist der Zusammenarbeit eingekehrt. Es sei jetzt trotz der Ärmlichkeit der Verhältnisse wieder ein ganz anderes Schulhalten. Besonders wohlthuend empfinde es die Lehrerschaft, dass jetzt wieder ein normales Zusammengehen zwischen Schule und Elternhaus möglich werde, nachdem so viele Jahre hindurch die Allmacht der Partei zwischen Lehrern und Eltern trennend und

vergiftend inbestand. Es sei auffällig und verheissungsvoll, wie sehr heute ganz allgemein den Eltern daran gelegen scheine, dass ihre Kinder etwas Rechtes lernen, und wie dankbar sie im grossen und ganzen seien, wenn die Lehrer mit den Kindern streng seien.

In einer Schulstube, die in einem schattigen und kalten Keller eingerichtet ist, lesen wir an der Wandtafel die Worte, offenbar eines Liederverses, den der Lehrer mit den Kindern gelernt und gesungen hat:

«Nicht lange mehr ist Winter,
Schon wärmt der Sonne Schein.» –

Unter welchen Entbehrungen aber diejenigen, welche das Glück haben, an einer höheren Schule anzukommen, um studieren zu dürfen, ihren Studien obliegen, zeigt die Tatsache, dass es Studenten und Studentinnen gibt, die täglich 50 Kilometer Eisenbahnfahrt – und man muss gesehen haben, was das bedeutet – zurücklegen, um das Kolleg zu besuchen. Ein junger Student der Rechtswissenschaft, der sich seine Kartoffeln selber zubereitet, liest zum Essen ein Buch, das ihn fesselt, um nicht zu merken, dass es gefrorene Kartoffeln sind, die er hinunterwürgt. Der Sohn des Papa Spengel vom «Roten Ochsen» in Heidelberg, wo die Schweizer abzusteigen und sich zu finden pflegten, könnte nicht so unrecht haben, wenn er trübsinnig feststellt, die alte Burschenherrlichkeit sei endgültig vorbei und werde nun wirklich nie wiederkehren.

Verheissungsvoll aber scheint uns, dass es im heutigen Deutschland auch schon wieder eine reifere Schuljugend gibt, die sich bewusst und leidenschaftlich dagegen wehrt, unterzugehen. In einer grossen Industriestadt haben wir Gelegenheit, einem Frühlingsfest der «Roten Falken» beizuwohnen, das im Saal der evangelischen Kirche stattfindet. Der Raum ist schon eine Viertelstunde vor Beginn zum Bersten voll. Was geboten wird, mag, streng gemessen, nicht

besonders substantielle Kost sein. Der Anlass ist auf Frühling, Sonne, Blumen, Freundschaft und, verschämt, auch etwas auf Liebe abgestimmt. Aber es war doch schon etwas, dass hier jemand die Jugend zusammenrief, sie sammelte und versuchte, sie aus der Trostlosigkeit der Ruinen herauszuholen. Seltsam tönte das ja schon, wenn diese Jungen und Mädchen, von denen einige nur mit Schnüren befestigte Holzböden trugen, zu singen begannen: «Kommt, und lasst uns tanzen, springen, kommt, und lasst uns fröhlich sein.»

Was aber jener junge Mensch, der offensichtlich mit einigen anderen zusammen die ganze Veranstaltung trug und durchführte, den Eltern und Kindern in seiner kurzen Ansprache als Ziel und Programm der Arbeit vortrug, war ehrlich und recht. «Wir», sagte er, «wollen eine Erziehungsbewegung sein mit der Devise: Freundschaft – Ordnung – Solidarität. Es handelt sich also nicht etwa wieder darum, die Jugend als Vorspann einer politischen Partei zu missbrauchen. Solche Vergewaltigung der Jugend darf nie mehr vorkommen. Wir brauchen jetzt», fuhr der Leiter dann fort, «Freude und Glück und wollen miteinander versuchen, etwas von dem Kinderparadies nachzuholen, das die meisten von uns nur vom Hörensagen kennen. Es gilt jetzt, den Kampf gegen Gleichgültigkeit und Hoffnungslosigkeit unter der Jugend aufzunehmen.» Mit dem stark applaudierten Ausruf schliesst der junge Redner: «Wir sind weder schuldig noch verloren, wir wollen nur leben!»

Solche Bemühungen um die Jugend, man kennt diese Art übrigens in jedem Volk, sind nicht zu verachten. Dennoch drängen sich uns hier von der Bibel her einige Fragen auf.

Vor allem würde einen die Antwort auf die beiden Fragen interessieren: «Woher?» und «Wohin?» Aus welchen Kräften heraus will man hier die Jugend vor dem Untergang retten, zu Freundschaft, Ordnung und Solidarität anhalten? Und wenn es wirklich nicht darum geht, hier Nachwuchs für

eine politische Partei zu pflanzen, wohin geht dann die Fahrt? Welches ist das Ziel? Es war nicht nur eine Ungeschicklichkeit, sondern an sich bezeichnend, dass das flott und zügig durchgeführte Frühlingsfest damit beginnen musste, dass einer der Veranstalter auf die Bühne trat und den Ruf in den Saal hinausdonnerte: «Ruhe! Wir fangen an!» Und es war ebenfalls nicht nur Zufall, dass der Anlass schliessen musste mit einem Massenchor, der durch seine Grösse und Stimmstärke mehr imponieren musste als durch seinen Geist. Eine Erziehungsbewegung, keine schlechte Formel, aber flott und zügig konnten auch schon andere «Erziehungsbewegungen» ihre Frühlingsfeste durchführen, und die Massen waren auch dabei. Ja mehr noch! An Erziehung hat es doch in Europa kaum gefehlt, seitdem ein Fichte über die «Erziehung des Menschengeschlechtes» schrieb. Erzogen wurde in Europa schon vor dem ersten und erst recht vor dem zweiten Weltkrieg. Aber eben, wir fragten nicht nach dem Woher und nach dem Wohin. Das ist gefährlich. Die Fragen nach dem Fundament und nach dem Ziel allen Erziehens aber sollten heute endgültig aufgehört haben, als nebensächlich eingeschätzt zu werden.

Kirchliche Jugend

Wir treffen in Deutschland immer auch ausgesprochen kirchliche Jugend. Es ist ein auffälliges Merkmal, dass sie nicht in Massen auftritt, sondern in Gruppen und Grüpplein. Eine Gemeinde sahen wir, die führt im Verlauf dieses Sommers trotz unsäglicher Schwierigkeiten nicht weniger als drei je wöchige Jugendlager durch, eines für Konfirmanden, eines für Konfirmandinnen und eines für Jugendliche unter zwanzig Jahren. An einem Ort war erst tags zuvor bekannt geworden, dass zwei Gäste kommen und sprechen würden. Es blieb ausser der Jugendgruppe keine andere Publikationsmöglichkeit. Die Jugend aber sorgte, wie der Besuch dann offenbarte, nicht nur prompt, sondern auch gründlich dafür, dass der Anlass im ganzen Ort bekannt wurde.

In einem Landesteil durften wir eben das Erscheinen der ersten Nummer einer christlichen Jugendzeitschrift miterleben. Eine Publikation von gefälligem Format und in frischem Farbenkleid, unter dem bezeichnenden Titel: «Der Baustein». Dieser kirchlichen Jugend ist es klar, womit sie bauen will. Es steht ihr ausser aller Diskussion fest, wer das Fundament des Neubaus ist. Während es bei uns in der Schweiz immer noch da und dort kirchliche Jugendgruppen geben kann, die ihren Aufbau in allerlei Betrieb suchen, ist es unseren Glaubensgenossen in Deutschland und wohl auch in anderen heimgesuchten Ländern aus den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit heraus klar geworden, dass Mittelpunkt, Fundament und Kraft aller kirchlichen Jugendarbeit die Bibel ist.

Nicht weniger klar ist ihnen das Ziel. Als Sinn und Zweck aller kirchlichen Jugendarbeit erkennen sie die Sammlung zur Gemeinde hin. Der junge Christ soll werden, was er durch die Taufe schon ist: Glied der Gemeinde, am Leben der sichtbaren Kirchengemeinde beteiligt und in der sichtbaren Gemeinde für dieselbe mitverantwortlich. An mehr als

einem Ort sahen wir, wie an Stelle von einstigen Kirchenchören, die nicht mehr existierten, nun ein Schärlein von konfirmierten Burschen und Töchtern einen Choral sang. Und *wie* gerade diese Jugendgruppen sangen, so fern von allem theatralischen Pathos, so gehalten und gedämpft von Leid und Schrecken, und doch so jubelnd aus dem Glauben heraus! Da fühlte man sich jeweilen auf einmal nicht mehr in der Fremde, sondern in jener Heimat, welche alle, die glauben möchten, gemeinsam haben. Nebenbei gesagt, meinen wir beobachtet zu haben, dass solche Jugendgruppen ihre Bestimmung am kräftigsten auswirkten, die nicht durch einen überbeschäftigten Gemeindepfarrer, sondern durch einen hingebenden «Laien» geleitet und gehirtet sind.

Aufgefallen ist uns immer wieder auch, dass es sich hier zwar nicht um eine ausgesprochen brave, im Sinne von harmlos lebender Jugend handelt, wie klar sie sich aber der Gefahr des sittlichen Zerfalles bewusst ist, der ihr droht, und wie ihr, wenn auch nicht immer ein erfolgreiches Widerstehen- können, so doch ein entschiedener und getroster Widerstand dagegen geschenkt ist. Die Leiterin eines Jugendwerkes stellt die Konflikte, die sich diesen jungen Christen in den Weg stellen, etwa mit folgenden bewegten Worten dar: Sie «klauen», aber sie tun es nicht, als wäre das in Ordnung. Sie wissen, dass sie nicht klauen dürfen. Im Winter kann es vorkommen, dass eines nach Verabredung einige Stück Kohle in die Jugendgruppe bringt, um das Öfelchen im Sitzungsraum ein wenig anzuheizen, und später kann dieser selbe junge Mensch kommen und gestehen, dass es leider geklaute Kohle war. Da zieht einer mit gefälschtem Pass über den Rhein in die andere Zone, weil er vernommen hat, die betagte Mutter, die drüben wohnt, sei gesundheitlich nicht am besten dran. Sie tun solches mit belastetem Gewissen, das heisst, sie würden es unter normalen Umständen bestimmt nicht tun. Den jungen Mädchen ist bewusst, dass die wenigsten unter ihnen in absehbarer Zeit werden heiraten

können. Es gibt jetzt Gegenden in Deutschland, da das numerische Verhältnis zwischen Frauen und Männern im heiratsfähigen Alter 7:1 ist. Man wird dabei an die merkwürdige Nähe jener Prophetenworte erinnert, dass es so weit kommen wird, «dass sieben Weiber werden zu der Zeit einen Mann ergreifen und sprechen: Wir wollen uns selbst nähren und kleiden, lass uns nur nach deinem Namen heißen, dass unsere Schmach von uns genommen werde»(Jesaja 4). Die Versuchung zum empörten Protest gegen diese Not und zum sexuellen Abenteuer ist unvorstellbar. Der Kampf dagegen ist nicht immer erfolgreich, aber der gute Kampf des Glaubens wird gekämpft. Diese selben Jungen wünschen und bestehen auf ihrem Wunsch, dass man mit ihnen die Zehn Gebote durch- bespreche. Sie suchen Halt im Wort, Anlehnung in der Gemeinde, erfahren ja doch nicht wenige von ihnen in der eigenen Familie alles andere als Behütung und Beistand.

Tief beeindruckt haben einen jene Familien, mit denen wir das bescheidene Mahl teilen durften, da die Eltern, zusammen mit ihren Kindern, laut vor Tisch beteten und da bei der nachfolgenden Familienandacht sämtliche Kinder ihre zum Teil zerfallenden und verschlissenen Bibeln vor sich aufgeschlagen hatten. Hier geht in der Verborgenheit der christlichen Familie eine Saat auf, die ihre Frucht zeitigen wird.

Ganz seltene Möglichkeiten scheinen jetzt in gewissen Gegenden Deutschlands für eine bewusst christliche Lehrerausbildung zu bestehen. An einem Orte warten am Nachmittag um 4 Uhr 200 Erzieher und Erzieherinnen auf unsere Ankunft. Vom Auto weg geht es hinein zu einer biblischen Betrachtung über Grundlage und Ziel und über die Grenzen allen Erziehens. In der Aussprache können wir den Anwesenden unser Erstaunen darüber nicht verhehlen, dass 200 Pädagogen zusammenkommen, um einen Bibelvortrag zu hören. Da war es, wie übrigens so oft, an uns Schweizern, unsere deutschen Glaubensbrüder zu beglückwünschen und beinahe ein wenig zu beneiden. Was sind alle noch so gut

gemeinten ausländischen Umerziehungsarbeiten im Vergleich zu solch verheissungsvollen Zeichen einer kommenden Erneuerung der deutschen Schule aus den letzten Kräften heraus! Denken wir Schweizer nur nicht allzu selbstsicher über unsere traditionelle Schulmeistertüchtigkeit. Unversehens könnten hier Letzte Erste sein und Erste Letzte!

Ich möchte dieses Kapitel schliessen mit einem kleinen Erlebnis, das mir wie ein besonders helles Zeichen und Symbol für die deutsche Jugend vor der Seele steht. Wir waren in einer schwer zerbombten Stadt nach dem Abendvortrag noch zusammengesessen mit einer Anzahl Persönlichkeiten des Ortes und hatten bis in die ersten Morgenstunden hinein über die gegenwärtige Lage der deutschen Kirche und des deutschen Volkes gesprochen. Es war ein offenes, zum Teil belastendes Gespräch. Am andern Morgen nach sieben Uhr erwache ich an den Klängen eines unbeholfen gespielten Chorals. Das zehnjährige Kind des Hauswartes übt Klavier. Dort, jenseits der Strasse, 15 Meter von hier entfernt, liegen klastertief die Ruinen der Wohnstätten. Und hier oben im Hause übt ein zehnjähriges Kind Klavier.

Am Rand des Trümmerfeldes steht ein junger Kirschbaum. Einseitig ist er verbrannt; die andere Seite will blühen –. Ein Bild und Gleichnis von Deutschlands Jugend zwischen gestern und morgen.

Der Deutsche und seine Besetzungsmacht

Seltsamerweise gibt es in diesem Volk immer noch so etwas wie, ach, darf man dem Humor sagen? Ist es nicht vielmehr so, dass wenn überhaupt einmal ein Deutscher lacht, dass dann eben gerade in diesem Lachen eine solche Bitterkeit sich Luft macht, dass man eher von Galgenhumor oder von Hohn und Spott reden müsste! In Berlin stand man in der Strassenbahn schon beim Start so dicht, dass man Kummer haben musste, der Füllfederhalter in der Seitentasche der Weste könnte brechen. Bei jeder kommenden Station aber wurden immer neue Passagiere hineingepfercht. An einer der Haltestellen ruft der Schaffner, offenbar aus alter Gewohnheit: «Einsteigen, Platz nehmen, bitte!» Platz nehmen? Die Stehenden brechen in ein schallendes Gelächter aus. Der greise Beamte aber, der daraufhin inne wird, was er gesagt hat, lacht gutmütig mit. An einer Hilfsstelle, wo die Leute trotz ihrer wahrhaft östlichen Geduld aus offenbar langjähriger Übung im Schlangenstehen doch etwa einmal Gefahr laufen, ungeduldig zu werden, liest man die launigen Worte an der Tür des Sprechzimmers: «Unmögliches wird sofort besorgt, für Wunder brauchen wir einige Tage.» Die Entlassungszeugnisse, die man vor den Entnazifizierungsausschüssen beibringen kann und die tatsächlich auch in ganzen Stößen erbracht werden, nennt man im Volksmund «Persilzettel», das heisst Reinwaschzettel, weil erfahrungsgemäss die Zahl dieser Zeugnisse um so grösser ist, je mehr politischen Dreck am Stecken einer in der Vergangenheit hatte. Die Partei, die sich Christlich-Demokratische Union nennt, die zwar vorgibt, auch eine Partei für Protestanten zu sein, in Wirklichkeit aber nichts anderes ist als eine etwas umfrisierete Neuauflage des alten Katholischen Zentrums, nennt man abgekürzt CDU. Der Volksmund liest diese Buchstaben in umgekehrter Reihenfolge und gelangt auf diese Weise zu der

Wortbildung: «U-nd D-och C-entrum»! Als der letzte Winter so kalt und so streng war, da wurde denen, die sich allzu offensichtlich nach den in ganz Europa herum zusammen gestohlenen Fleischtöpfen des Nationalsozialismus zurücksehnten, in bissiger Satire die Klage in den Mund gelegt: «Unter Hitler war das Wetter dann doch besser.»

Der schärfste Witz richtet sich freilich gegen die Besetzungsmacht. Was sich hier an Unmut und verhaltenem Groll Luft macht, ist unmissverständlich. Dabei meinen wir, etwa einmal beobachtet zu haben, dass in allen Zonen das Verhältnis zur Besetzungsmacht gespannt ist, ja dass das Volk sehr leicht geneigt ist, zu denken, in der anderen Zone hätten die Leute es leichter und in keiner von allen sei es so schlimm wie gerade in der eigenen. Man kann sogar das Schauspiel erleben, dass innerhalb einer Versammlung von Leuten aus dem Osten und aus dem Westen sich eine Art Zonenstreit entspinnt, indem ein Vertreter aus dem Osten die Westzonen als reinstes Schlaraffenland schildert, so dass die Leute aus den West- und Südzonen aufstehen und den Bruder aus dem Osten eines Besseren, beziehungsweise eines Schlimmeren, belehren müssen. Man darf eben nicht vergessen, dass auch schon die andere Zone für den Durchschnittsdeutschen «Ausland» zu werden beginnt, indem die Zonengrenzen beinahe die Stärke und Dichtigkeit von Auslandsgrenzen bekommen haben. Wenn man bedenkt, wie sehr durch diese Zonengrenzen nicht nur alle menschlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen, die doch innerhalb eines Volkes im Laufe auch nur eines Menschenalters sich zu bilden pflegen, zerschnitten werden, so wie der Spaten rücksichtslos den Wurm zerschneidet, wenn man in Betracht zieht, wie sehr auch aller Handel und Wandel, wenn man davon überhaupt schon reden kann, dadurch unterbunden und gehemmt ist, und wenn man sich dazu noch vergegenwärtigt, dass diese Vierzonenpolitik eigentlich weniger ein Zeichen der Zusammenarbeit unter den vier Partnern

darstellt, als vielmehr eine ständig wachsende Rivalität unter ihnen, die sie nun einfach auf deutschen Boden verpflanzen und auf deutschem Boden austragen – dann versteht man einigermaßen das Unbehagen und den Ingrimm vieler Deutschen über diesen Zonenunsinn. Dieser wachsende Widerwille gegen die Besetzungsmächte findet wiederum im Witz seinen entsprechenden und unverhüllten Ausdruck: «Die Sonne der Alliierten brennt uns alle wieder braun.» Oder: Der Beweis, dass Hitler nun endgültig und unwiderruflich gestorben sei, sei nun erbracht. Man habe zwingende Anzeichen gefunden. Sein Geist gehe nämlich bei den Amerikanern um. Oder Hitlers 1000jähriges Reich werde nun dank den Alliierten doch noch verwirklicht. Zwölf Jahre habe die Nazifizierung Deutschlands gedauert, 988 Jahre werde die Entnazifizierung währen. Oder: Die drei Buchstaben, die in Ockerfarbe auf den schwarzen Untergrund der Autos gemalt sind, T. O. A., das heisst Troupes d'Occupation en Allemagne, werden vom Mann der Strasse gelesen als T-error O-hne A-dolf. Das bitterste aller derartigen Wortspiele dreht sich freilich um die Hilfsaktion der Amerikaner, um die so genannte UNRRA. Man munkelt, das heisse in Wirklichkeit, wenn man an all die Schätze denke, die der Amerikaner übers Wasser hole: U-ns N-ehmens R-ein R-adikal A-lles.

Nun sagt zwar Winston Churchill in seinem Buch «Gedanken und Abenteuer», solange man über einen Staatsmann oder über eine Regierung Witze mache, sei es noch nicht ganz hoffnungslos. Erst wenn ein Politiker aufgehört habe, Zielscheibe für Karikaturen und Witze zu sein, stehe es böse um seine Popularität. Wenn aber die Witze so gepfeffert daherkommen, wie das jetzt tatsächlich bei den Deutschen

der Fall ist, dann hätte wohl auch der mutige Winston Churchill nicht mehr den Mut, daraus den Schluss zu ziehen, es handle sich dabei um verblühte Komplimente.

Im Anfang seien die Herzen der Deutschen weit offen gewesen für die fremden Eroberer. Man habe sie aufrichtig als Befreier begrüsst und als Bringer einer besseren Welt, als Adolf Hitler sie habe bieten können. Heute ist von diesem Vertrauen und von dieser Bereitschaft nichts mehr zu spüren. Auch die Demokratie scheint damit ihre Chancen, die eine Zeitlang vorhanden schienen, verloren zu haben. Wenn man jetzt einen Durchschnittsdeutschen will hochgehen lassen, dann muss man über Demokratie reden. Diese Tatsache ist bitter: aber es hat keinen Zweck, sie nicht sehen zu wollen. Der Deutsche hasst heute seine Besetzungsmacht; es ist Hass aus Enttäuschtheit.

Wir haben nicht wenige Beamte und Funktionäre der Besetzungsmacht getroffen, die ihre Aufgabe, die sie am deutschen Volk zu erfüllen haben, ernst nehmen und die wahrhaftig nicht nur als fremde Herren dasitzen, sondern für die Deutschen eintreten und Härten mildern, wo immer sie es verantworten können vor Gott und ihrer Regierung. Sie tun ihre Arbeit mit Anstand und bewundernswerter Hingabe, und zwar auch dann, wenn sie etwa einmal das bittere Gefühl nicht loswerden, dafür Teufels Dank zu ernten oder gar missbraucht zu werden. Der «Mittlerdienst» solcher Vertreter der Besetzungsmächte ist ein Gehen auf einem schmalen Grat, und es ist nötig, solchen Dienst nicht nur menschlich anzuerkennen, sondern auch in der Fürbitte, die der Gemeinde verordnet ist für alle Obrigkeit, vor Gottes Thron zu tragen.

Solche flotte Vertreter der Besetzungsmacht leisten innerhalb der oft nicht allzu grossen Kompetenzen, die ihnen eingeräumt sind, eine Arbeit, die jetzt wahrscheinlich zum Wichtigsten überhaupt gehört in Deutschland. Sie können

zwar nicht wieder gutmachen, was andere Vertreter der Besetzungsmacht oder das System an Schaden anrichten, aber sie können mithelfen, dass die Verzweiflung der Deutschen nicht über Nacht zur Katastrophe wird. Man macht da eben auch seine Beobachtungen, die man als Schweizer und Demokrat schwer begreift. Es gibt Fälle, die verzweifelt nach Schikane à la Gessler aussehen. Wenn ein Kollege eine Busse bezahlen muss, weil er eben, als ein Fahnenaufzug stattfand, in mehr als 20 Meter Entfernung auf einem Dienstgang sich befand und den Hut nicht zog, dann sieht man sich lebhaft auf den Rathausplatz in Altdorf versetzt und hört den Meister Steinmetz sagen: «Wir unsere Knie beugen einem Hut! Treibt er sein Spiel mit ernsthaft würd'gen Leuten?» Oder wenn in einer bestimmten volkreichen Hauptstrasse jedermann aufs andere Trottoir hinüber sich begeben muss, weil da ein Regierungsgebäude der Besetzungsmacht steht, um das herum jedermann einen respektvoll weiten Bogen zu schlagen hat, dann kann man über so viel Staatsweisheit und Menschenkenntnis nur den Kopf schütteln. Einem gewissen sadistischen Spiel gewisser Lastwagenführer konnte man mehr als einmal zusehen. Jedermann weiss, wie empfindlich die Bevölkerung bombardierter Städte auf schrille Laute hin heute noch und wohl ihr Leben lang ist und bleibt. Das hindert gewisse Chauffeure nicht daran, die Sirene ihrer Wagen so spielen zu lassen, dass sie die Strassenbenützer teuflisch zu fluchtähnlichen Seitensprüngen treiben, um dann die «Vergelsterten» mit Grinsen und Lachen zu verhöhnen.

Der Gedanke daran, dass die Deutschen sechs Jahre lang noch ganz andere Elemente unter ihren Besetzungstruppen haben mochten, das Wissen um die Härte der deutschen Besetzung hilft hier zwar vieles verstehen, aber entschuldigt nichts. Hitler erhob nicht den Anspruch, in der Welt als anständig zu gelten. Jedermann wusste, wessen er sich mit Hitler zu versehen hatte, wenn der an die Macht kam. Von den Gegnern Hitlers hätte man Besseres erwartet, und es wurmt

einen in der Seele der Gedanke, wie sehr dadurch die Demokratie in Verruf gerät. Wenn man bedenkt, was es heisst, wenn ein Oberbürgermeister in grosser Bedrängnis den Platzkommandanten im Blick auf die katastrophalen Hungerserscheinungen fragt: was soll ich tun? Und wenn dann der Unmensch ihm antwortet: «Den Friedhof erweitern», dann begreift man, dass vielen Deutschen der schreckliche Gedanke kommt, es sei zutreffend, dass man das deutsche Volk mit Vorsatz und Absicht umbringen und ausrotten will. Besetztes Gebiet sein ist eine schreckliche Sache. Die Völker tun gut, sich nicht erst dann über die Härten einer Besetzung zu beklagen und aufzulehnen, wenn man das Los der Besetzung tragen muss, sondern schon dann, wenn man dies Los den anderen zufügt.

Aber auch Besetzungsbehörde in Deutschland sein, ist nicht leicht. Besonders viel Sympathien verlieren leider die Besetzungsmächte durch das in der Tat unbegreiflich endlose Andauern der Denazifizierung. Dass eine solche hat stattfinden müssen, und dass sie streng durchgeführt worden wäre, hätte die Billigung und Genugtuung eines Grossteils der Bevölkerung gefunden und bewirkt. Aber die nicht enden wollende Unsicherheit und der Umfang, den das, man darf jetzt schon sagen Denazifizierungsunwesen gewonnen hat, lässt einen schliesslich zur Überzeugung kommen, dass das, was ursprünglich einen Sinn hatte, jetzt zum Unsinn zu werden droht, und was von Nutzen war, wird nachgerade zum Schaden. Aber gerade in der Denazifizierungsangelegenheit kann es einem klar werden, wie schwierig es ist, in Deutschland Besetzungsmacht zu sein. Zuerst hört man sich all diese Klagen an und hat den Eindruck, dümmere und gemeinere als in der Frage der Denazifizierung könnte sich die Besetzungsmacht kaum mehr verhalten. Mit der Zeit aber kommt man, gerade im Gespräch mit den Deutschen selber, zur bestimmten Überzeugung, dass die eigentliche Dummheit und Gemeinheit nicht bei den Alliierten, sondern bei den Deutschen

selber zu suchen ist. Wohl liefern die Alliierten gleichsam den Rahmen zur Durchführung dieses heiklen Geschäftes, aber in den Denazifizierungsausschüssen sitzen in sehr stattlicher Vertretung Deutsche.

Und nun ist es eine Tatsache, dass, niedergehalten durch die Besetzungsmächte, nicht geringe innerdeutsche Spannungen und Zusammenballungen vorhanden sind. Nach zwölfjähriger Zwangseinheit hat sich ein zwar verborgener, aber ein sehr lebensfähiger und kräftiger innerdeutscher Hass mit einer heimlich sehr wirksamen Dynamik in diesem Volk ansammeln können. Was in der Demokratie in einer Unzahl von ernsthaften Kämpfen, von kleinen Zwistigkeiten und persönlichen Rivalitäten sich auswirken kann in einem Volk, das hat sich im Deutschland Hitlers angesammelt und ist jetzt in der Seele dieses Volkes in besorgniserregenden Mengen vorhanden. Wir hatten Gelegenheit, der Maikundgebung in einem bedeutsamen Industriezentrum beizuwohnen. Es ging im grossen und ganzen sehr gesittet und man hatte den Eindruck eher müde zu. Wenn der Wind die beiden roten Fahnen auseinanderfaltete, dann sah man einen Kreis von dunklerem Rot; daneben war das Fahnentuch verblasst. Das war der weisse Kreis mit dem schwarzen Hakenkreuz, das man einfach herausgetrennt hatte. Die beiden Gewerkschaftsführer sprachen durchaus im Zeichen einer ahnungslosen Restauration. Was man bis 1933 machte, war recht; wir dürfen heute gerade dort anfangen, wo wir damals in unserem Tun gestört worden sind. Zu ändern hat man sich da offenbar nicht, und gelernt haben will man auch nichts. Nur an einer einzigen Stelle sind diese beiden Redner heftig und radikal geworden, nämlich da, wo sie auf die «ändern» zu sprechen kamen. Wer nicht denkt wie sie, wer anderer Gesinnung ist und andere Wege gehen muss, der «hat abzutreten», der «hat zu verschwinden». Man traut seinen Ohren nicht. Abtreten, verschwinden – aus wessen Mund hat das

deutsche Volk und hat die Welt seit 1933 diese Worte zu hören bekommen?

Diese inneren Spannungen zwischen den Deutschen selber finden nun, diesen Eindruck wird man beim genaueren Hin-hören nicht los, in den Denazifizierungsausschüssen ein gewisses Ventil. In diesen Ausschüssen hat man heute als Deutscher die Gelegenheit und Möglichkeit der Mitsprache und des Mitbestimmens. Dabei ist natürlich die Versuchung riesengross, auf diese Weise, im Schatten und Schutz der Besetzungsmacht, ungestraft seine eigenen Geschäfte zu machen. Wie oft hört man doch hin und her im Lande die Klage, dieser oder jener einflussreiche politische Block rede ein gewichtiges, natürlich parteipolitisch gefärbtes Wort in der Denazifizierungskommission mit! Bald sind es die Kommunisten, bald die Katholiken, auf deren Druck hin dieser Beamte, jener Lehrer entfernt und an seine Stelle einer von der eigenen Seite eingesetzt wird. Hier kann man seine Ressentiments der letzten zwanzig Jahre abreagieren, hier kann man seine politischen, wirtschaftlichen, menschlichen oder gar weltanschaulichen und konfessionellen Gegner eben «abtreten», «verschwinden» lassen. Auf diese Weise aber nimmt das Denunziantentum Ausmasse an, wie es in den vergangenen Jahren nicht viel schlimmer gewesen sein kann, und die persönliche Sicherheit der Menschen ist dahin. Die Oberverantwortung für diesen Unfug aber hat die oberverantwortliche Behörde. Der Groll über erlittenes Unrecht richtet sich gegen die Besetzungsmacht und nicht gegen die eigentlichen Verursacher, die eigenen «falschen Brüder». Schon die blossе Staatsklugheit müsste darum die Besetzungsmächte dazu bringen, hier so rasche Arbeit wie möglich zu leisten und vor allem vorläufig einmal das Heer der Schuldigen zu verkleinern, indem die Jungen und die schlichten Parteigenossen aus den Gerichtsakten endgültig abgesetzt würden. Eines ist gewiss: Jede neue Woche, da die Denazifizierungsausschüsse weiterfunktionieren, bedeutet einen gewaltigen

Kreditverlust für die Alliierten. Die Redensart: 'Denazifizierung ist Renazifizierung' bekommt immer mehr Oberwasser. Es ist schon jetzt so weit, dass die Gemassregelten, auch wenn sie ursprünglich schuldig waren und vom Mann der Strasse gehasst worden waren, damit rechnen können, einen Gutteil der Volkssympathie auf ihrer Seite zu haben.

Es ist wahrlich nicht leicht, das Erbe oder genauer gesagt die Konkursmasse Adolf Hitlers anzutreten und zu verwalten. Es brauchte dazu nicht nur Amerikaner, Franzosen, Russen und Engländer, sondern es wären hier Engel vonnöten. Erwägt man aber einmal einen Augenblick die Möglichkeit, die Besetzungsmächte könnten innert 24 Stunden den deutschen Boden verlassen, dann sagt uns jeder einsichtige Deutsche: Dann hätten wir innert 48 Stunden in Deutschland alle blutige Köpfe, und das Chaos wäre da. Abschliessend wären unsere Erwägungen über dieses Kapitel etwa so zusammenzufassen: Die Besetzungsmacht, jede Besetzungsmacht, auch die beste, ist ein Übel. Keine Besetzungsmacht aber wäre bei der jetzigen seelischen Verfassung des deutschen Volkes wohl das noch grössere Übel. Deutschland hat Seelsorge nötig.

Drei Kirchen in Deutschland

Die Stadt war evakuiert worden. Der Pfarrer und seine Frau, zusammen mit einem kleinen Rest der Gemeinde, waren zurückgeblieben. Dann kam das grosse Bombardement. Sie sassen im Keller des Pfarrhauses, einem besonders stark gebauten Gemach. Wie aus einer Vorahnung heraus war das Kellerfenster einige Tage vorher noch mit einer massiven Panzerplatte verschlossen worden. Die Erde habe unter der Wucht der Einschläge geschwankt. Es sei fast so gewesen, wie wenn man bei sehr starkem Wellengang sieh auf einem Meerschiff befinde. Der Luftdruck aber sei so gewaltig geworden, dass die Platte am Fenster, als wäre sie Glas, eingedrückt worden sei. Eine dicke Wolke von Mörtelstaub habe angefangen, das Atmen in beängstigender Weise zu beeinträchtigen. Auf einmal sei unter dem Schlag eines Volltreffers das dreistöckige Haus über ihnen zusammengesunken. Die Bruchteile von Augenblicken seien nicht zu beschreiben, während welcher es sich entschied, ob die Kellerdecke widerstehen könne oder durchschlagen werde. Sie habe standgehalten.

Und dann erzählt er weiter, wie sie aus dem nun, Gott sei Dank, eingedrückten Kellerloch sich herausgearbeitet hatten, wie sie, endlich oben, und endlich wieder imstand, etwas zu sehen, eine ihnen völlig unbekannte Gegend antrafen, keine Häuser mehr, keine Strassen mehr, nur Hügel über Hügel, wie in einer Steinwüste. Das erste, das sie hören, ist der Hilfeschrei eines Überlebenden aus einem der Keller hervor, der Schrei eines französischen Kriegsgefangenen, und wie sie ihn herauszuarbeiten versuchten, er zusammen mit einem andern der Verschüttung Entronnenen. Und wie sie so über die Schuttberge steigen, was sehen sie dort oben auf dem Mauerstrunk? Wie ein Marmorblock blendendweiss im Zwielflicht der Dämmerung? Wie sie näher zusehen, ist's ein

abgetrennter Menschenkopf. Der Begleiter schreit: Jeh, das ist ja der Schenk Hannes?»

So erzählen die Leute. Keine Kirche, kein Pfarrhaus mehr, das evangelische Krankenhaus um einen Drittel niedergehauen. Die Stadt ist zu 85 Prozent zerbombt. Und doch, wenn sie vorher 30'000 Einwohner beherbergte, so sind jetzt wieder deren über 20'000 zurückgekehrt, dahin, wo einst ihre Heimat war. Man sieht zum Teil noch kaum, wo früher Strassen durchliefen. Und fragst du den Geistlichen, wo denn nun seine Leute wohnen, dann sagt er dir, du müsstest einmal des Nachts durch die Trümmer wandern, dann würdest du staunen darüber, wo überall noch Lichter aus der Erde hervorleuchteten und also Menschen wohnten. Zum Teil hausen sie, in unvorstellbarer Weise zusammengedrängt, in den weniger hergenommenen Vorbezirken und in Gartenhäuschen.

Es ist Samstagabend, eine Gruppe junger Menschen, in aller Bescheidenheit festlich aufgeputzt, bewegt sich stadtauswärts. Sie gehen offensichtlich zum Tanz. Sie sind zu sieben, zwei Burschen und fünf Mädchen. An einem zerbombten Gebäude kann man aus den paar noch vorhandenen Buchstaben heraus erraten, dass es einst eine mechanische Werkstätte war. Der Garten davor ist nicht nur geräumt, sondern peinlich exakt und schulgerecht wie vom Gärtnermeister bestellt. Er ist ein richtiger Herrschaftsgarten geblieben und steht in vollem Maienflor. Und dann kommt man zu einem seltsamen Ort. Es muss einst einer der Hauptplätze der Stadt gewesen sein. Da hat sich früher um diese späte Sonnabend-Nachmittagsstunde ein arbeitsames Völklein getummelt und hat sich Stelldichein gegeben im Genuss des wohlverdienten Feierabends. Jetzt gähnen rings herum die toten Fensterlöcher einstiger Geschäftshäuser und öffentlicher Gebäude. Die angekohlten Balken sind, offenbar zu Brennholzzwecken, bis satt an den Schutt hinan abgesägt. An einigen Häuserstellen sind Verbote angebracht, die das Wegnehmen von

Holz und Steinen verhindern sollen. Schrecklich verbogen, wie aus einem Leib herausgerissenes Gedärme, ist das Röhrenwerk und die blossgelegte Eisenarmatur eines Grosskaufhauses anzusehen. Mitten auf diesem einstigen Paradeplatz aber steht jetzt mutterseelenallein ein Bismarck. Da steht er, gestiefelt, Grünspan auf der Pickelhaube, eben dran, mit herrischem Griff eine papierene Verordnung zu entrollen. Die Bomben, die ringsum grausam ganze Arbeit leisteten, haben ihn grausam stehen lassen, den eisernen Kanzler inmitten seiner versunkenen Herrlichkeit.

Es gibt an diesem Ort auch eine christliche Gemeinde. Im grossen Fabrikationssaal einer Zichorienfabrik, deren äussere Mauern noch stehen geblieben waren, hat man nun in unermüdlichem Kampf ein regelrechtes Kirchengemeindehaus ausgebaut. Das geschah mit den primitivsten Mitteln. Jeder Nagel, jeder Tropfen Farbe musste dabei erkämpft werden. Ein nicht grossartiges, aber von Liebe und Hingabe strahlendes Gemeindeheim ist hier entstanden. Es ist ein Ort der Armut und des Notbehelfs, kann niemals aufkommen gegen die Kirchenpaläste, die ein gutbürgerliches Christentum einst auftürmte. Umso ergreifender nehmen sich die offensichtlichen Bemühungen aus, mit den vorhandenen, oder besser gesagt, trotz der fehlenden Mittel etwas Schönes und ausgesprochen Geschmackvolles hinzustellen. Ein rohgezimmertes, aber mit umso sorgfältiger auserlesenem Holz erstelltes Känzelein steht nicht über, sondern im Raum drin. Seitwärts, wo früher ein loggieartiger Lagerraum sich etwas über den Hauptsaal erhob, ist jetzt eine prächtige Empore entstanden. Eine Dorfgemeinde aus der Nachbarschaft hat ihre kleine Orgel mietweise für zwei Jahre hergegeben. Wohl hat die Besetzungsmacht seinerzeit als erstes Bauprojekt, das sie an die Hand nahm, in der zerschossenen alten Töchterschule ein Kino eingerichtet, in das man viel, vor allem halbwüchsiges Jungvolk strömen sieht, aber dort unten, in jener so freundlich eingerichteten Notkirche der

heimgesuchten Gemeinde habe ich einen Kantate-Sonntag miterleben dürfen, der einen an jenen denkwürdigen Freudentag in den notdürftig hergerichteten Ruinen Jerusalems erinnert, wovon Nehemia sagt: «Und die Sänger sangen laut. Und es wurden desselben Tages grosse Opfer geopfert, und sie waren fröhlich. Denn Gott hatte ihnen eine grosse Freude gemacht, dass sich auch Weiber und Kinder freuten, und man hörte die Freude Jerusalems ferne.» Es wurde hier eine Art des Singens hörbar, die einem vorkam, als läge darüber ein Jubilieren, das nicht nur von Menschenmund stammt.

Ich durfte am Gottesdienst teilnehmen. Der Kantatesonntag war offenbar ein besonderes Ereignis für diese Ruinen-Menschen. Sie haben es unternommen, den Tag zu einem Kreis-Kirchenmusiktag auszugestalten. Aus der näheren und weiteren Umgebung, zum Teil aus beinahe unversehrten Dörfern, waren Leute zu Fuss und per Rad hereingekommen, meistens junges Kirchenvolk. Wir betraten den Gottesdienstraum durch eine Seitentür und kamen zunächst in eine halbfertige Suppenküche, wo von eifrigen Helferinnen in sauberen Schürzen schon die Vorbereitungen für die mittägliche Armenspeisung getroffen wurden. Das Wasser in den beiden riesigen Suppenkesseln stiess bereits kleine Dampfwolken aus. Hier inmitten der Küchenmannschaft zog der Prediger seinen Talar an. Dann betraten wir den dicht gedrängten Saal. Im Gottesdienst sangen die vereinigten Chöre, es sang die Gemeinde, es spielte ein kleines Orchester mit und das geliehene Dorförgeli, alles so seltsam zart, wie wenn ein schwerkrank Gewesener und nun Genesender zum erstenmal vors Haus in den Garten geht und nicht anders kann, als ein Liedchen anzustimmen, es tönte so zart, so menschlich gebrochen, und doch so göttlich kräftig; zwischen hinein sang sogar ein reiner Sopran ein Solo.

In der Mitte des Gottesdienstes aber stand eine kräftige Predigt. Der Nachbarpfarrer, ein Mann, der als Wachtmeister den ganzen Krieg durchlitten hat, sprach über das Wort:

«Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab.» Er sagte, in aller Kürze zusammengefasst, ungefähr dieses: Die eigentlich gute und wirklich vollkommene Gabe, die von oben herab kam, kommt und kommen wird, ist das Wort Gottes, das lebendige Wort, in Christus erschienen. Gott lässt zu, dass Familien sich ruinieren, Gott lässt zu, dass ein Volk sich ruiniert, aber nie lässt Gott zu, dass sein Wort ruiniert werde. Dies Wort bleibt. Es bleibt uns über den Ruinen; darum danken wir, dafür loben, darum singen, darum musizieren und jubilieren wir. Wir singen heute, auch wenn wir jetzt mit Scham erfüllt sind über das, was unser Volk in der Welt angerichtet hat, wir singen, auch wenn dabei unsere Tränen über die Leichname unserer Lieben fallen, wir singen, auch wenn uns das Heimweh nach unseren Gefangenen und die Sorge um unsere Vermissten plagt, wir singen, auch wenn uns der Magen vor Hunger schmerzt, wir singen, weil Christus lebt und sein Wort, die vollkommene Gabe, uns geschenkt ist heute.

Nach dieser Predigt sang die Gemeinde wieder. Welch ein Singen! Hungergezeichnete Menschen singen! Und dann kam die Strophe, die Paul Gerhardt einst auch für eine hungernde Kirche gebetet hat:

«Er weiss viel tausend Weisen, zu retten aus dem Tod, / Ernährt und giebet Speisen zur Zeit der Hungersnot, / Macht schöne rote Wangen oft bei geringem Mahl, / Und die da sind gefangen, die reisst er aus der Qual.»

So sang diese Gemeinde. Es war kein Brüllen, wie wohlgenährte Menschen etwa, sogar auch wenn sie vor Gott stehen, zu brüllen pflegen. Es war lebendiger, geistgewirkter, wenn auch menschlich gedämpfter, so doch kraftvoller, von aller Wehleidigkeit und Sentimentalität freier Gesang. So sangen die Bässe im Chor, so jubelten die Geigen und Flöten im kleinen Orchester, so bezeugten es die Pfeifen der gemieteten Dorforgel. Man konnte zwar nicht «schöne rote Wangen

oft bei geringem Mahl» sehen; die Gesichter der Sänger und Sängerinnen waren bleich, schrecklich bleich, aber es lag ein Leuchten in den tief liegenden und gerade darum so auffälligen Augen. Und draussen im Vorraum summte, sang und brodelte das Wasser für die Armensuppe.

Diese Gemeinde, die seit dem Krieg sich entschlossen hat, einen Kantor eigens zur Pflege des gottesdienstlichen Singens anzustellen, ist eine Ausnahme, man möchte fast sagen, ein aufgerichtetes Zeichen, ein Zeichen der Hoffnung und Ermunterung für die vielen anderen Schwestergemeinden, die so tief darniederliegen, dass sie noch nicht den Mut und die Kraft gefunden haben, wieder aufzustehen und einen, wenn auch noch so bescheidenen Weg mit noch so kleinen Schritten unter die Füsse zu nehmen. In der endlos langen Reihe all der zerstörten Gebäude will die Erinnerung verweilen bei jener Vorortskirche. Es war früher das Villenquartier einer mittelgrossen Stadt, heute fast völlig niedergelegt. Die beiden Pfarrersleute wohnen in einer an die feste Gartenmauer angelehnten Nothütte, kaum so gross wie ein einzelner kleiner Wohnwagen einer Zirkusgruppe; aber ein Wohnwagen wäre ein Haus im Vergleich zu diesem pfarrherrlichen Verschlag. Wie die beiden nicht mehr ganz jungen Bewohner hier den Winter durchgebracht haben, kann man sich mit viel gutem Willen nicht recht vorstellen. Der Raum ist durch einen Vorhang unterteilt. Hinten sollen zwei Schlafstätten sich befinden, vorn ist die Küche, der Wohnraum, das Empfangszimmer, das Studierzimmer, alles zusammen in einem Raum, den die Anwesenheit von vier Personen schon gedrängt anfüllt. Hier liegen die Reste der kärglichen Mahlzeit, der Aschenbecher mit dem erkalteten Pfeifchen, der Waschzuber und das Suppentöpfchen, die Kleiderbürste und das Kirchengebetbuch in malerischer Ordnung beieinander.

Wenn man es ihm nicht am zerschmissten Gesicht selber ansähe, wüssten wir vom Pfarrer auf Umwegen, dass er früher Korpsstudent war, dass er während des Krieges vier Jahre

lang als höherer Offizier im Felde stand, und dass ihm der Oberbürgermeister schon mehr als einmal eine ausreichende Wohngelegenheit verschaffen wollte, was das Ehepaar bis jetzt in Anbetracht der Wohnungsnot der Gemeindeglieder dankend meinte ablehnen zu müssen. Er führt uns in seine Kirche. Es sind buchstäblich nur noch vier kahle Wände da. Die Gemeinde aber habe schon mehrere Male, wenn es die Witterung erlaubte, zwischen diesen vier Mauern unter freiem Himmel ihren Gottesdienst gefeiert. Der Altar ist verwüstet, aber merkwürdigerweise ist das Kriegerdenkmal an der Seitenwand stehen geblieben.

Beim Verlassen der Ruine bleibt der Blick an einem verwitterten Bibelspruch hängen, der mit einem fingerdicken ellenlangen Riesennagel an die Mauer geheftet ist. Unser Begleiter erzählt, es habe eine gewisse Bewandnis mit diesem Spruch. Als es nach dem Bombardement bekannt wurde, dass in der Ruine ein erster Gottesdienst stattfinden solle, da sei die Woche vorher ein schüchternes Unterweisungskind zu ihm gekommen und habe die Bitte ausgesprochen, ob es nicht vor diesem Gottesdienst einen Spruch zum Schmuck der Kirche bringen dürfe, es besitze nämlich daheim noch einen. Auf die Erlaubnis hin sei das Kind dann am Abend gekommen, mit dem Karton und dem Riesennagel. Unser Begleiter gestand, auf den ersten Blick hin habe er gestutzt, und als er dann den Spruch gelesen habe, sei er sehr nachdenklich geworden, und er habe sich einen Augenblick gefragt, ob er gerade diesen Spruch hinhängen dürfe; aber das Kind habe ihn so flehentlich angeschaut, dass er nicht habe widerstehen können, und er habe den Spruch bei jener Tür anhängen lassen, wo er, der Pfarrer, und seine Kirchenältesten ein und aus zu gehen pflegten. Seither prangen in den Ruinen jener Kirche, als einziger Schmuck, am grossen rostigen Nagel aufgehängt, die Worte: «Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele.»

«Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne!» O Kind, bei dir war ein Engel. Und ein Engel war bei deinem Seelsorger, als er dir willfährig war. Der Spruch am rostigen Nagel bezeugt, dass der alte Gott noch lebt, von dem es heisst: «Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir ein Lob aufgerichtet.» Um diese Kirche muss uns nicht bange sein. Sie ist zwar schrecklich zugerichtet; aber es gibt zerstörte Kirchen, die nicht zerstört sind –.

Es gibt aber in Deutschland auch verschonte Kirchen. Eine derselben ist uns besonders eindrücklich geworden. Sie ist ausgestattet mit viel, fast will uns dünken mit allzu viel Malerei. Was da dargestellt ist, und wie es dargestellt und vor allem angeordnet ist, gibt uns zu denken. Jede Seitenwand des Schiffes trägt je drei Bilder in Grossformat, auf der einen Seite die Zehn Gebote, die Bergpredigt und – in gleicher Höhe und Grösse – den Thesenanschlag Luthers in Wittenberg. Auf der anderen Seite drei Berufungen: die des Jesaja im Tempel, die des Paulus in Damaskus und – wiederum auf gleicher Höhe und in gleicher Grösse – die Berufung Calvins nach Genf. Also «Schrift und Tradition», Bibel und Kirchengeschichte, genau gleich wie in der römisch-katholischen Kirche. Dabei will dieses Kirchengebäude ausgerechnet zum Gedächtnis an die Reformation gebaut worden sein. Ein deutlicherer Abfall von dem, was die Reformatoren bewog und bewegte, ist kaum mehr denkbar. Vorn im Chor strahlen wiederum riesige Glasmalereien, Szenen aus der Kirchengeschichte; einzelne Figuren sollen deutlich erkennbar die Gesichter der Familienangehörigen Wilhelms II. darstellen. Seitwärts, ganz verschämt im Hintergrund, rechts und links je ein Gemälde über Taufe und Abendmahl. In der Eingangshalle dieser Kirche steht ein Luther aus schwarzer Bronze in Überlebensgrösse, eine Gestalt, zu welcher kaum der historische Luther, eher der Boxer Schmeling körperlich und vor allem geistig Modell gestanden ist. Diese Kirche steht in

einem fast völlig verschonten, idyllisch gelegenen Ort. Sie hat sozusagen keine Scheibe verloren durch den Krieg. Einzig die Glocken sind heruntergeholt worden. Der Mann, der unbedingt will, dass wir seine verschonte Kirche uns ansehen, hat ein brennendes Anliegen an uns: ob wir ihm nicht Glocken aus der Schweiz liefern könnten?

Wir haben viel zerstörte Kirchen gesehen, diese hier aber schien uns beinahe die zerstörteste von allen. Es ist uns hier aufgegangen, dass eben auch verschonte Kirchen zerstörte Kirchen sein können, und umgekehrt, dass über zerstörten Kirchen eine geheimnisvolle Verschonung walten kann. Man wird gerade als Schweizer besonders nachdenklich über der Tatsache, dass Zerstörung zwar ein Unglück ist, aber Verschonung nicht unter allen Umständen ein Glücksfall sein muss. Wie gross ist doch die Zahl der Kirchen und Kapellen in aller Welt, auch in unserem Land, die bis auf den Grund hinunter zerstört sind, längst bevor eine Bombe sie trifft! Hier dürfte es einem aufdämmern, dass der liebe Gott seine eigentlichen Sorgenkinder vielleicht nicht in den heimgesuchten, sondern in den verschonten Ländern hat.

Das Gespräch mit den Deutschen

Dieses ist möglich. Selbstverständlich ist das freilich nicht. Es gibt ja überhaupt kaum etwas, das hier noch selbstverständlich wäre. Vielleicht ist das mit ein Grund, warum einem im heutigen Deutschland alltägliche Vorgänge zum Ereignis, fast möchte man sagen, zur Feier werden können. So ist es mit dem Essen. Es ist jedesmal etwas Bedeutsames, wenn man sich in diesem Land der Hungersnot mit deutschen Brüdern und Schwestern zum Essen setzt; es ist dann fast, wie wenn man Abendmahl miteinander hielte. So ist es auch mit dem Gespräch. Das Gespräch hat hier in einem fort die Neigung, die Grenzen des bloss Konventionellen oder der leeren Unterhaltung zu durchbrechen, um sofort Ernstfall zu werden. Gleich nach den ersten Sätzen fängt man an zu merken, dass es jetzt gilt, dass jetzt «scharf geschossen wird». Man sieht sich bald einmal vor Entscheidungen gestellt, zu Fragen und Gegenfragen veranlasst, zu letzter Teilnahme aufgerufen oder zu äusserstem Widerspruch genötigt. Das Gespräch vermag hier nicht neutral, unverbindlich und harmlos zu bleiben. Es zwingt zur Auseinandersetzung und wird, im Geiste der Wahrhaftigkeit und Liebe geführt, immer aufs neue zum beglückenden Geschenk.

Im Zusammenhang mit dem Reden steht immer auch das Hören. Man trifft heute in Deutschland eine geradezu bedrängende Bereitschaft und auch Fähigkeit zum Zuhören. Die Distanzen, die von den Leuten zurückgelegt werden, um einen Vortrag oder eine Predigt zu hören, sind auch für emotionalische oder berneroberländische Begriffe phantastisch. Im Gespräch mit einzelnen hat man als Ausländer immer wieder die Empfindung des Ausgesaugtwerdens. Zweihundert Männer, dazu die Mehrzahl im besten Alter, können anderthalb Stunden sitzen mit einer Art von Aufgeschlossenheit, wie wenn in längst entschwundenen Tagen die Grossmutter Geschichten erzählte. Solche Bereitschaft

verpflichtet natürlich zum Gegenrecht, wenn dann das Gespräch beginnt. Die Möglichkeit zur Aussprache sollte nach keinem öffentlichen Vortrag fehlen. Es ist geradezu eine Naturnotwendigkeit, dass Menschen, die derart hören, sich dann auch sollen äussern können. Würde man die Möglichkeit zur Aussprache versagen, dann wäre das unmenschlich und Mangel an gewöhnlichem Anstand. Es ist ein Stück praktische Anerkennung und Bejahung der Menschenwürde, wenn Sprecher und Hörer sich nachher auf gleichem Boden im Gespräch begegnen. Die Stunden, die wir nach den Abendvorträgen noch zusammen mit den Gemeinden im Gespräch verweilten, sind unvergesslich und gehören zu den Höhepunkten des Erlebens. Es ging in der Regel bis nach elf Uhr; an einem Ort sass die Gemeinde beim Schlag der Mitternachtglocke noch in der Kirche.

Bei diesen Gesprächen fällt einem auf, welch verblüffend geringen Anteil der menschliche Verstand an der eigentlichen geistigen Haltung der Leute hat. Was den Menschen bewegt und bestimmt, das sind in der Regel nicht verstandesmäßige Überlegungen, sondern Erlebnisse, Erfahrungen und irgendwelche Verhältnisse, Ereignisse und vorhandene Mächtigkeiten. Der menschliche Verstand ist wie eine leichte Feder, die vom Wind bald hierhin, bald dorthin geblasen wird. Die Grösse oder Kleinheit der Intelligenz spielt dabei keine Rolle. Man kann bei sehr einfachen Leuten Haltung antreffen und bei sehr geschulten Menschen Haltlosigkeit. Es ist sogar eine «Führerschicht» und Intelligenz möglich, die lediglich darin besteht, dass der Herr Doktor oder der Herr Professor zum Sprachrohr dessen wird, was in den Untergründen des Volkes vor sich geht. Solche Leute sind nicht geeignet zum Dienst am Steuer, sind sie doch nicht unbeirrbarer Kompass, sondern Fahne im Wind, Nusschale auf den Wogen. Weil die Gegebenheiten und Mächtigkeiten des Lebens weitaus stärker sind als der menschliche Verstand, darum hat es keinen Zweck, in einer Diskussion rein

verstandesmässig den anderen überzeugen zu wollen. Was hilft ihm das? Mächtigkeiten müsste man mit Mächtigkeiten begegnen können. Man müsste während des Gesprächs bei aller Beteiligung des Verstandes eigentlich still und anhaltend für den Gesprächspartner eintreten (beten). Das gilt wohl nicht nur in Deutschland für die Bedeutung und den Gebrauch des Verstandes, sondern überhaupt.

Was einem ferner im Gespräch mit vielen heutigen Deutschen auffällt, das ist die blutige Wundtheit. Man hat hier beinahe ausnahmslos Menschen vor sich, die unvernarbte und tief liegende Verwundungen in sich tragen. Oft kann man gar nicht antworten, sondern kann lediglich feststellen, dass es unanständig wäre, mit einem halbtot am Wegrand Liegenden zu diskutieren. Der unter die Räuber Gefallene (in diesem Fall ist der Räuber der eigene Volksgenosse gewesen) schreit auf, seufzt und klagt. Da gibt es nicht viel mehr festzustellen und zu verhandeln, da ist nur noch Samariterdienst am Platz. Wie froh ist man doch um jedes Gramm Fett, um jede einzelne Kartoffel, um jedes Körnchen Griess und um jedes Stäublein Mehl, um jedes Tröpflein Öl, das da hinausgeht und irgendwo den Hunger, wenn auch nicht stillt, so doch lindert. Ich glaube, wenn wir sehen könnten, was auch geringe Hilfe und Handreichung da draussen diesen Menschen bedeutet, wir würden wieder ganz anders freudig mithelfen bei den Werken der dienenden Liebe und der Brüderlichkeit.

Mit dieser Verwundetheit der Deutschen hängt wohl auch das zusammen, was wir das mittelpunktliche Denken und Empfinden nennen möchten. Es ist das ein Wesenszug, wie er sonst vor allem den Kranken eigen ist, womit ich natürlich nicht einfach sagen will, die Deutschen allein seien krank. Wir müssen mindestens ganz Europa in diese Diagnose einschliessen. Aber sehr zahlreich sind da draussen die Menschen, die in einem fort ohne dass sie es innerwerden Redewendungen brauchen wie: «Nur wir», oder: «Niemand so

wie wir», oder: «So wie wir noch nie jemand solange die Erde steht.» Im Zusammenhang mit diesem mittelpunktlichen Denken und Empfinden sind auch die merkwürdigen Übertreibungen zu werten, die man, vor allem auch aus dem Munde Intellektueller, hören kann, wie etwa: «Es ist heute ärger als unter Hitler», oder: «Ganz Deutschland ist heute ein einziges Konzentrationslager», oder: «Wir Deutsche sind die Parias Europas.» Man darf über solche Übertreibungen nicht ungehalten werden. Sie hängen zusammen mit der tatsächlichen gegenwärtigen Hungersnot und eben mit jenem mittelpunktlichen Denken. Da ist es einem eine Wohltat, wenn hie und da einer zeitlich und örtlich über seinen eigenen Mittelpunkt hinausieht. Was aber die häufigste Klage anbetrifft, dahingehend, dass «es noch nie eine Zeit gegeben habe wie die unsrige», so wissen wir aus der Bibel zweierlei: Jede Zeit ist eine arge Zeit, jede Gegenwart ist dunkel, solange die verheissene Vollendung noch nicht da ist, solange es Leid, Geschrei, Schmerz und Tränen gibt und solange gesündigt und gestorben wird. Und keine Zeit ist, seitdem Christus in die Zeit gekommen ist, mehr trostlos und hoffnungslos.

Es gibt einen Trost über jede Vergangenheit, und es gibt eine Hoffnung für jede Zukunft – auch für die deutsche –, freilich nur eine einzige Hoffnung und nur einen einzigen Trost: Christus. Darum gälte jetzt, zwischen Gestern und Morgen, das eine: Christus zu erkennen. Deutschland braucht Seelsorge. Seelsorge brauchen, das heisst: des Arztes bedürfen.

Die Verweigerung des Gespräches

Das trifft man im heutigen Deutschland auch. Wir wollen versuchen, den Ursachen und Hintergründen solcher Gesprächsverweigerung nachzugehen, um sie zu verstehen.

An der Fassade einer deutschen Universität stehen in goldenen Lettern die Worte geschrieben: «Dem ewigen Deutschtum.» Die Besetzungsmacht hat sie nicht heruntergeholt. Es hängt solch eine Anschrift zunächst zusammen mit dem Missbrauch, der überhaupt mit dem Worte «ewig» je und je und eine Zeitlang mit besonderer Vorliebe getrieben worden ist. Wenn die Norweger von den «ewig singenden Wäldern» erzählen, und wenn wir Schweizer vom «ewigen Schnee» singen, dann ist das auch übertrieben, ganz zu schweigen gar von jenem seltsamen literarischen Erzeugnis, das in einem angesehenen Schweizer Verlag erschienen ist unter dem Titel: «Die ewige Schweiz». Und doch hat es noch eine etwas besondere Note, das Wort vom «ewigen Deutschtum», das an der Vorderseite der Freiburger Hochschule prangt. Man begegnet den Spuren dieses Besonderen am Empfinden der Deutschen ungesucht und unberufen immer wieder, und zwar auch bei Menschen, von denen man es nicht erwartet hätte.

Wir sangen als Kinder ein Schülerlied, das mit dem Refrain schloss: «Im schönen grünen Wald – im schönen grünen Wald.» Im Munde der deutschen Jugend aber schliesst halt das Lied mit den Worten: «Im schönen deutschen Wald – im schönen deutschen Wald.» Oder es kann nach einem Vortrag eine sehr ernsthafte ZuhörerIn zum Rednerpult herantreten und in sichtlicher Ergriffenheit einem die Hand schütteln mit den Worten: «Eine deutsche Frau dankt Ihnen.» Oder es kann einem Mann, der wahrhaftig etwas verstanden und durchgelitten hat von den Spannungen, die dem Christenmenschen seinem eigenen Volk gegenüber auferlegt werden können, wenn er von den Glaubenskämpfen der Terrorjahre

erzählt, auf einmal, ohne dass er es merkt, das Sätzlein entschlüpfen: «So was gibt es eben nur in Deutschland.» Den Gipfel leistete jene Tochter, sonst ein intelligentes, gesund empfindendes Menschenkind, das dem ausländischen Gast beim Abschied mit einem anmutigen Knicks einen Blumenstrauss überreichte mit den Worten: «Deutsche Maiglöcklein!»

Dies «ewige Deutschtum» nun begegnete einem hie und da auch im Gespräch und in der notwendigen Auseinandersetzung. Und zwar immer dann, wenn das Gespräch das Opfer des Umdenkens nahe zu legen begann und also ein wenig anfang, heiss und verbindlich zu werden. Dann konnte es etwa einmal vorkommen, dass dem Ausländer höflich oder auch grob und kurzerhand die Urteilsfähigkeit abgesprochen wurde. Es hiess dann etwa, es gebe Dinge, die nur derjenige beurteilen könne, der sie erlebt oder mitgemacht habe. Abgesehen von dem Körnlein Wahrheit, das darin liegt, ist hier zu sagen, dass doch auch umgekehrt der Mensch erst dann ein einigermaßen zutreffendes Urteil über ein Erleben hat, wenn er etwas örtliche und zeitliche Distanz davon bekommt. So könnte es doch sein, dass gerade aus der Distanz des Auslandes einiges erkannt und gesehen worden ist in diesen vergangenen Jahren, das man als unmittelbar Beteiligter eben nicht erkannt hat. Es ist zwar zutreffend, dass das Mitempfinden leichter sein kann, wenn man etwas selber auch schon durchgemacht hat. Wenn darum der Mann auf der Strasse oder in der Bahn von seinen besonderen Erlebnissen erzählt, nun, dann mag man ihm ganz gut zuhören und denkt sich dabei im stillen, man sei tatsächlich selber ein Waisenknabe dem gegenüber, was in dieser Zeit anderen Leuten widerfahren ist. Aber wenn in der Auseinandersetzung dieser Einwurf in dem Sinne kommt, dass einem durch die Deutschen die Urteilsfähigkeit überhaupt abgesprochen wird, dann darf man den Gesprächspartner in aller eigenen Unerfahrenheit immerhin daran erinnern, dass man diesseits

und jenseits des Rheines ein und dieselbe Bibel liest und dass die eigentliche entscheidende Anschauung und Erkenntnis der Dinge und Vorgänge uns Menschen nicht aus den persönlichen oder weltgeschichtlichen Erlebnissen zukommt, sondern aus der Bibel: «Das Zeugnis des Herrn ist gewiss und macht die Unverständigen weise. Die Befehle des Herrn sind richtig und erfreuen das Herz; die Gebote des Herrn sind lauter und erleuchten die Augen» (Psalm 19).

Im Gespräch mit den Deutschen kann es auch vorkommen, dass der Partner ausfällig wird und den Ausländer aus der Diskussion auszuschalten wünscht, indem er ihm vorwirft, er habe gut reden, er sei die ganze Zeit über in der Etappe (Gebiet hinter der Front) gesessen, während andere Leute im Feuer standen. Da ist zunächst ruhig zuzugeben, dass Deutschland tatsächlich eine aussergewöhnliche Prüfungszeit durchzustehen hat. Aber ist es richtig, von «Front und Etappe» in dem Sinne zu reden, dass die Front unter allen Umständen und ausschliesslich in Deutschland war, die Etappe aber im Ausland? Entscheidet die deutsche Grenze, wo die Linie zwischen Front und Etappe durchgeht? Gab es im Ausland keine Möglichkeit zum Einsatz und zum Kampf? Gab es im Ausland keine Notwendigkeit des Kampfes gegen das Hitlertum? Und war das weniger gefährlich damals, als im Ausland jedermann noch an den Sieg Hitlers meinte glauben zu müssen? Und gab es umgekehrt in Deutschland keine Etappe? War jeder Deutsche an sich schon ein Frontsoldat gegen Hitler?

Hinter dem Versuch, den Ausländer aus dem Gespräch auszuschalten, mit der Begründung, er sei nicht dabei gewesen, steckt aber noch etwas anderes, eben das «ewige Deutschtum», wir möchten es den verborgenen, immer noch vorhandenen bewussten oder unbewussten Anspruch auf eine deutsche Andersartigkeit, auf eine deutsche Ausschliesslichkeit nennen. Der Deutsche ist immer noch geneigt, in seinem Volk und in seiner Rasse den schlechthin andersartigen und

einmaligen, und darum auch den schlechthin unverständenen Menschenschlag zu sehen. So sprach uns einmal einer von der deutschen Innerlichkeit, er sprach vor allem, und da wird es nun gefährlicher als bei den «deutschen Maiglöcklein», vom «deutschen Herzen». Ja, das deutsche Herz! Gibt es seinesgleichen an Güte und an Verworfenheit auf Erden? Kann ein anderer als eben ein Deutscher wissen, was das ist, das deutsche Herz? Solchem Gerede gegenüber kann man nur und noch einmal in allem Respekt vor der Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Schöpfung zur Schrift greifen und feststellen, dass das deutsche Herz immerhin auch ein Menschenherz ist, und mit gemeint ist vom Propheten Jeremia, wenn dieser sagt; «Es ist aber des Menschen Herz ein trotzig und verzagt Ding, wer kann es ergründen?» Gott hat wahrhaftig damals, als er die Niederschrift der Bibel veranlasste, den «Fall Deutschland» auch vorgesehen. Gott hat doch kaum gedacht, es gebe vorläufig Juden und Heiden, aber einst werde dann ein Volk kommen, das als dritte Möglichkeit den Juden und Heiden gegenüberstehen werde und für das dann halt eine andere Bibel müsste geschrieben werden oder vielleicht ein deutscher Anhang zur Bibel. Wer aber jetzt umgekehrt als Ausländer geneigt ist, die deutsche Andersartigkeit und Einmaligkeit vielleicht im schlimmen Sinn als absolut einmalig und verworfen hinzustellen, der hat ebenfalls die Schrift gegen sich. Die Bibel redet von Juden und von Völkern. Die Deutschen gehören zu den Völkern, so gut wie die Schweizer und Russen. Nur die Wahrheit in der Liebe, wie die Schrift es bezeugt, kann Deutschland davor bewahren, dass es morgen wieder der Gefahr des «ewigen Deutschtums» erliegt, so wie es ihr gestern erlag. Diese Gefahr ist noch nicht gebannt. Es braucht dafür noch viel Mut der Wahrheit und Demut der Liebe, gerade auch von uns Ausländern. Einst hiess es: «Am deutschen Wesen wird die Welt genesen.» Man trifft heute in Deutschland da und dort eine Einstellung, die man in die Worte fassen

könnte: «An deutschen Wunden wird die Welt gesunden.»
Davor behüte Gott Deutschland und uns andere.

Der Klagegeist

Im Gespräch mit den Deutschen fällt einem bald etwas auf, das nicht so leicht zu beschreiben ist. Man hat es schon «Psychose» genannt. Wir möchten aber von dieser Benennung absehen, weil sie wohl etwas Richtiges meint, aber sicher nicht den Kern der Sache trifft. Man merkt es bald einmal beim Zuhören. Es ist ein Geist, ein richtiger Geist, ein Geist der Trauer und der Verzagtheit, ein Klagegeist. Man muss sich schon an biblische Vorgänge erinnern, um einigermaßen dem gerecht zu werden, um das es sich hier handelt. Dieser Geist hat eine spürbare Ansteckungskraft. Wenn man neben einem Deutschen im Auto sitzt, und dieser erzählt zum Rattern des Motors, eine Stunde, zwei Stunden lang, immer im gleichen Tonfall, Geschichten, die er erlebt hat, eine schrecklicher als die andere, dann spürt man's, wie es auf einen überspringen will, dieses Graue, dieses Klebrige, dieser Klagegeist. Es können alle Geschichten, die da erzählt werden, der Wahrheit entsprechen. Diese Menschen haben ja in den letzten zehn Jahren tatsächlich Unausprechliches erlebt. Oder er kann einem in einer Gesellschaft begegnen, nachts, nach einem Vortrag. Gäste aus der Gemeinde, Persönlichkeiten der Wirtschaft und Verwaltung, deren zehn, deren fünfzehn, und nun ergreift einer um den anderen das Wort. Sie nennen Zahlen, sie lassen die Tatsachen sprechen. Es ist sicher alles wahr, was sie erzählen und vorbringen, aber es ist alles im Klagegeist gesprochen, der von einem auf den anderen überzugehen scheint. Oder wenn eine ganze Gemeinde davon erfasst wird, wenn einer, es kann ein Pfarrer sein, in diesem Geist den Ton angibt, die Bibelsprüche, die Gebete, die Lieder werden dann zum Ausdruck des Klagegeistes, so dass eine Art unaufhaltsamen Schicksalsjammers eine ganze Gemeinde zu erfassen vermag. Wer diesem Geist nachgibt, der verfällt ihm. Hier gibt es nur eines: Widerstand! Es genügt unter Umständen ein einziger, es ist aber

besser, wenn es deren zwei oder drei sind, die mit energischem Griff dann so etwas tun wie ein Fenster aufreissen, weil das Ersticken droht. Eine Frage kann da wirken, wie wenn man in eine Blase sticht und sie zum Platzen bringt. Man kann vor allem als Ausländer diesem Geist verfallen. Er stürzt sich mächtig auf einen, und wer ihm erliegt, der kann dann wohl weinen mit den Weinenden, und das ist sicher auch etwas, aber seine Augen sind dann getrübt und sein eigenes Urteilsvermögen ist dann gebrochen, und er bewegt sich dann mit den Verzagten im Kreis, im Klagekreis herum. Es ist das scheinbar menschlich, in Wirklichkeit aber ist es unbarmherzig, weil es nicht hilft.

Wenn man aber genau hinhört, dann hat die Stimme dieses Klagegeistes immer noch einen Unterton. Dieser pflegt mehr oder weniger deutlich bemerkbar zu sein. Und dieser Unterton ist nicht bloss Klage, sondern Anklage. Das ist das eigentlich Gefährliche am Klagegeist, dass er fast immer zugleich ein Anklagegeist ist. Man findet dafür nur biblische Beispiele. Es ist wohl das, was dort in der Wüste über das Volk Israel kam, als es anfang zu murren. Das Murren ist ein Anklagen. Irgend jemand klagt man an, gewöhnlich ist's gerade der Nächste, der Erstbeste, der einen bedrängt, im vorliegenden Fall natürlich die Besetzungsmacht oder das Ausland. Dieser Anklagegeist macht blind. Er löscht das Gedächtnis aus, schwächt den Sinn für Proportionen und raubt die Fähigkeit, die gegenwärtigen Ereignisse in den grossen Zusammenhängen zu sehen. Man sieht dann zum Beispiel nicht mehr den Anteil, den die Vergangenheit an der gegenwärtigen Misere hat. Man verliert dann auch die Zeitbegriffe. Daher die seltsame Art, wie man etwa das Wort «früher» ausspricht. Erzieher können, wie wir sahen, nun über die Verrohung der Jugend klagen, immer mit dem Nachsatz, «früher» sei das anders, «früher» sei das besser gewesen. Und mit «früher» meinen sie einfach alles, was vor dem jetzigen, vor dem momentanen Zustand war. Nicht, dass die

Anklagen materiell etwa nicht begründet wären. Das Murren des Volkes Israel zur Zeit der Wüstenwanderung war wahrhaftig materiell auch begründet. Aber auch hier gibt es nur eine Möglichkeit für den Ausländer: Widerstand. Der Geist der Anklage möchte einen nämlich brauchen, als Sprachrohr soll man ihm dienen, etwa in dem Sinne: «Sagen Sie es doch nur im Ausland, wie schlecht es uns geht, wie ungerecht wir behandelt werden und wie schlimm unsere Bedingungen sind.»

Man kann diesem Anklagegeist erliegen, kann sich auf die Ebene des Anklagens hinüberziehen lassen, und das tut dem anderen vielleicht zunächst wohl. Aber man muss sich dann klar darüber sein, dass man erlegen ist und nicht mehr helfen kann. Man macht dann in billiger geistlicher Wohltätigkeit, indem man dem Bruder das echte Erbarmen vorenthält. Dieses Erliegen ist, wie wir nun sofort sehen werden, ein Unglück.

Es gibt nämlich auch Deutsche, die diesem Geist der Klage und der Anklage widerstehen. Man trifft sie da und dort. Sie sind nicht massenhaft, aber sie sind vorhanden. Sie tragen die Not auch. Sie leiden auch darunter. Sie sehen das Unrecht, das jetzt geschieht, auch, und sie sind weit davon entfernt, es etwa zu billigen – aber sie haben sich einen klaren Blick bewahrt, sie sehen weiter, sie sehen hindurch, sie sind fähig geblieben, die Zusammenhänge zu erkennen. Es weht um sie herum eine klare Luft. Nicht dass sie selber etwa keine Stunden der Verzagtheit kennten, da der Jammer auch bei ihnen zu gross werden will. Aber sie kämpfen gegen solche Rückfälle und erkennen sie als «Traurigkeit dieser Welt, die den Tod wirkt». Wenn man aber einige Zeit mit diesen anderen Deutschen spricht, es braucht gar nicht so lange, man merkt es ihnen bald an, dann kann man sehen, dass es sich meistens um solche Deutsche handelt, die in vergangenen Jahren schon klar und unerbittlich durch jenen Engpass gegangen sind, durch den Engpass der persönlichen und der

nationalen Schulderkenntnis, hindurch gedrungen zur Freiheit der Kinder Gottes, hindurch gedrungen zur Vergebung. Es ist das dann nicht nur eine dogmatisch allgemeine, es ist dann eine konkrete Busse und Umkehr, die sich an ihnen ereignet hat. Wer so konkret durch den Engpass des Schuldigen hindurch gedrungen ist und nun auf dem Boden der Vergebung steht, der hat nun Grund unter den Füßen.

Nur die konkrete Vergebung der konkreten Schulderkenntnis ist ein wirksamer Schutz gegen den Klage- und Anklagegeist. Auf diese Weise entsteht ein sauberer Boden und eine klare Sicht, entstehen klare Gedanken und klare Gefühle und auch klare Entschlüsse und eine klare Haltung. Was aber nicht durch den Engpass der Schuld gegangen ist, bleibt verschwommen und schwammig. Das ist's, was jeder, der sich vom Klage- und Anklagegeist herum nehmen lässt, trotz aller Wohlmeinheit und Mildtätigkeit jetzt an den Deutschen sündigt, ja, man kann sich jetzt an ihnen versündigen, man kann ihnen jetzt aus falscher Milde heraus behilflich sein, um den Engpass heilsamer Schulderkenntnis herumzukommen dadurch, dass man sie in der Neigung, das ungreifliche Schicksal und das böse Ausland anzuklagen, unterstützt. Ob es sich nun um Deutsche oder um Angehörige irgendeines anderen Volkes handelt – man tut dem Menschen keinen schlechteren Dienst, als wenn man ihm das grösste Angebot aller Zeiten vorenthält: Und das ist die Vergebung der Schuld.

Nun ist es aber an der Zeit, noch ganz konkret auf die Frage der deutschen Schuld einzugehen. Von der Frage, wie der Mensch zu seinem Gestern steht, hängt die Art und Weise ab, wie er sein Morgen gestalten wird.

Von der deutschen Schuld

Wer nach dem Krieg 1914/18 nach Deutschland kam, der begegnete damals im Gespräch mit den Deutschen immer wieder dem Schlagwort von der «Kriegsschuldfrage». Man lehnte damals mit äusserster Entschiedenheit auch nur die entfernteste Möglichkeit ab, am Kriege schuld zu sein. Solche Ablehnung ist auch heute noch anzutreffen und gehört zum Erschütterndsten, was man draussen erleben kann. Man weiss nicht, ob man dafür schon jetzt die Ausdrücke Verblendung und Verstockung gebrauchen darf, jedenfalls drängen sie sich einem auf. Aber es wäre grundfalsch und ungerecht, wenn man das deutsche Volk in falscher Verallgemeinerung hier in den gleichen Topf werfen wollte. Am heftigsten pflegt die Empörung gegen die Feststellung einer deutschen Schuld in Intellektuellenkreisen zu sein, und zwar nicht bei jenen Deutschen, von denen der Kampf gegen Hitler mit Entschiedenheit gekämpft worden ist. Indessen wäre es einfach falsch, behaupten zu wollen, der Deutsche lasse mit sich über seine Schuld überhaupt nicht mehr reden, und es sei einem Ausländer heute überhaupt unmöglich, dieses Thema anzuschneiden. Wir haben wohl keine einzige öffentliche Aussprache gepflogen, da das Gespräch über die deutsche Schuld unterblieben wäre. Wenn wir es nicht anschnitten, dann kam der Anstoss dazu aus dem Gemeindevolk heraus. Ja, man hatte immer wieder den Eindruck, diese Frage laste auf der Seele des Volkes und es sei gerade das Gespräch über die Schuldfrage, was der Aussprache mit den Deutschen heute Salz und eigentlichen Wert verleiht. Wäre ein einziges Mal die Schuldfrage nicht angerührt worden, dann hätte man den Eindruck gehabt, man sei höflich um den Nerv der Dinge herumgegangen und die Luft sei unsauber geblieben. Das Gespräch über die Schuldfrage ist nicht nur möglich, es ist das eine Notwendige. Dies Gespräch ist es, was ausser dem Hunger nach Brot den Deutschen am tiefsten

bewegt. Man muss sich nur vor dem einen hüten, die Schuldfrage nicht zu simplifiziert zu beantworten und sie doch ja nicht schlagwortartig aufzugreifen. Man muss versuchen, ihr von verschiedenen Seiten her näher zu kommen und berechnete Ärgernisse zu vermeiden. Das aber gilt nicht nur, wenn man mit den Deutschen, sondern wenn man mit dem Menschen überhaupt über konkrete Schuldfragen spricht.

Mit Recht empört sich nämlich der Deutsche gegen die Formulierung «Kollektivschuld». Das ist dann eine nationalsozialistische Praxis, wenn der Kollektivschuld die Kollektivsühne entspricht. Kollektivsühne haben die SS. in den Dörfern und Städten Europas zur Genüge verübt. Was alle Welt damals an den SS-Leuten verurteilte, haben jetzt auch die Deutschen das Recht und die Pflicht zu verurteilen. Kollektivsühne hat etwas Heidnisches an sich. Als Christen wissen wir, dass es eine gemeinsame Schuld gibt, auch eine gemeinsame deutsche Schuld, gesühnt aber hat einer, einer für alle. Diese Sühne des einen ist die Mitte unseres Christenglaubens. Dabei wissen wir wohl, dass, wenn auch Christus für alle gesühnt hat, das noch lange nicht heisst, dass alle bereit sind, diese Sühne anzunehmen und sich ihr zu unterstellen. Wer sich ihr aber im Glauben unterstellt, der weiss, dass damit die zeitlichen Folgen einer Versündigung noch lange nicht gestoppt und aufgehoben sein müssen. Aber wer zur Erkenntnis der Vergebung hindurch gedungen ist, wird solche zeitlichen Folgen getrost und würdig zu tragen beginnen.

Dann ist zuzugeben, dass es niemals angeht, die Gesamtschuld eines Volkes so auszulegen, als wäre die Verantwortlichkeit schematisch übers ganze Volk hinweg gleich verteilt. Es gibt nach der Heiligen Schrift eine abgestufte Verantwortlichkeit. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert, und wem wenig gegeben ist, von dem wird wenig gefordert. Wenn eine kleine Frau aufsteht und sagt, sie sei das älteste von elf Kindern gewesen, der Vater ohne Arbeit, die Familie ohne Obdach, ohne Brot und vor allem ohne

Ehre, und nun komme einer und verspreche dem Vater Arbeit und der Familie Obdach, Brot und eine neue Ehre, ob denn der Vater ein Schuft gewesen sei, als er bereit war, das Angebot anzunehmen? Da kann man nur antworten: «Nein, Ihr Vater war kein Schuft.» Oder wenn ein Junge aufsteht und in die Versammlung hineinruft: «Bin ich schuld an der Hitlerei?» Und wenn er auf die Frage nach seinem Alter antwortet, er sei 16jährig, dann mag man ihm ruhig zurufen: «Nein, du bist nicht schuld, du kannst dich setzen.»

«Aber wir haben ja doch nichts von alledem, was da verübt worden ist, gewusst. Man kann doch nicht als schuldig erklärt werden für Dinge, die man nicht einmal im Schlaf träumte.»

In drei Städten kamen wir auf dem Gang durch die Ruinen an eine Stelle, die uns deutlich eine andere Art der Zerstörung zeigte, als das im ganzen übrigen Strassenzug der Fall war. Die Zerstörung war da gleichsam radikaler, mit wahrhaft deutscher Gründlichkeit besorgt. Und fragten wir dann unseren Begleiter: «Was stand da?» Dann antwortete er uns: «Das war die Synagoge.» Und wenn wir weiter fragten: «Gab es viele Juden im Ort?» Dann antwortete er: «Ja.» Und wenn wir weiter fragten: «Wo sind sie jetzt?» Dann sagte er: «Es gibt keine mehr.» «Habt ihr das gewusst oder habt ihr es nicht gewusst?»

Darauf wurde es jeweilen still, bis dass jemand aufstand und das Gespräch weiterführte mit der Bemerkung: «Aber als wir es wussten, als uns die Augen aufgingen, da war es zu spät; wir konnten dann nichts mehr tun, niemand konnte mehr etwas tun.»

«Gewiss, es gibt im Menschen- und Völkerleben Zeiten, da man etwas tun kann, und es gibt Zeiten, da man es nicht mehr tun kann. Es gibt verpasste und es gibt benützte Gelegenheiten. Es gibt nach der Heiligen Schrift auch eine Nacht, da niemand wirken kann'. Immerhin war diese Nacht bei aller

Finsternis noch nicht ganz da und ist es auch heute noch nicht. Es gab in Deutschland Leute, die auch da noch etwas tun konnten mit Gottes Hilfe. Es lag nie ganz Deutschland auf den Knien vor Hitler. Aber es gibt immer auch Zeiten, da es noch Tag genug ist, etwas zu tun. Und diese Zeit war für Deutschland und war für Europa auch Hitler gegenüber einmal da. Sie ist verpasst worden. Das war Schuld. Dafür sind die Folgen vorab in Deutschland – aber wahrhaftig nicht nur in Deutschland! – zu tragen. Darum ist es jetzt so wichtig, sich klar darüber zu sein, was heute und in Zukunft zu tun ist, damit derartiges nie wiederkehre, und darum ist die Besinnung auf die Schuldfrage das eine, das jetzt not tut.»

«Aber wie steht es um die Schuld der anderen? Gilt für das Unrecht, das die anderen uns gegenwärtig zufügen, der gleiche Massstab wie für das Unrecht, das wir den anderen in der Vergangenheit zufügten?»

«Gewiss, denn es steht geschrieben: Mit welcherlei Mass ihr messet, wird auch euch gemessen werden. Aber vielleicht ist das jetzt für Deutschland noch ein schwacher Trost. Vielleicht ist es zum mindesten noch nicht klug, als Deutscher jetzt schon allzu laut die Gerechtigkeit anzurufen. Die Gerechtigkeit schläft nicht. Das deutsche Volk hat wahrhaftig erkennen können, dass Gott seiner nicht spotten lässt, auch von starken Völkern nicht. Das deutsche Volk könnte Vertrauen haben auf den, der schon recht richtet, wenn es Zeit ist, auch was das gegenwärtige Unrecht der anderen anbetrifft, wenn es das Mass überstiegen hat. Aber es könnte jetzt eine Gefahr sein, sich darum mit der Schuld der anderen besonders eifrig zu beschäftigen, um sich mit der eigenen Schuld nicht mehr beschäftigen zu müssen. Die Frage nach der Schuld der anderen könnte ein Ausweichversuch sein, ein Versuch, das enge Pförtchen der Vergebung zu umgehen. Das wäre das Unglück, das grösser wäre als alle Misere.»

Einmal kam von einem jungen Mann die Frage: «Gibt es auch eine schweizerische Schuld?» Diese Frage wurde bejaht. «Sie wird uns aufgedeckt durch das scharfe Licht des Wortes: 'Wer da weiss, Gutes zu tun, und tut es nicht, dem wird es Sünde.' Gott allein weiss, wie gross die Zahl der Menschen ist, die wir in unserer Ängstlichkeit und Herzenshärte den deutschen Jägern wieder vor die Flinte zurückjagten. Gott hat uns Schweizern die Rechnung dafür noch nicht präsentiert. Aber Gott kann Rechnungen präsentieren. Weil man das in der Gemeinde weiss, darum gibt es heute Christen in der Schweiz, denen es nicht halb so wohl zumute ist, wie es im Ausland den Anschein haben könnte.»

Meistens begann das Gespräch über die deutsche Schuld mit der Frage, die vor allem die deutsche Jugend brennend interessiert: «Wie denkt man im Ausland, wie denkt man in der Schweiz von uns?»

Auf diese Frage pflegten wir zu antworten: «Wollt ihr das wirklich wissen?» Und wenn dann ein stürmisches Ja durch die Reihen ging, dann fragten wir noch einmal: «Seid ihr bereit, die ganze Wahrheit zu hören?» Und weil diese ganze Wahrheit mit Ungeduld gefordert wurde, pflegten wir etwa zu sagen:

«Wir haben Angst gehabt vor euch. Und zwar nicht etwa nur einen Augenblick, sondern Jahre hindurch. Ihr waret ein Volk, vor dem man Angst hatte, und zwar nicht nur bei uns in der Schweiz, und übrigens nicht erst seit Hitlers Aufstieg. Wir befanden uns wie in einem Wartezimmer, und es war nicht nur das Wartezimmer eines Zahnarztes! – Wir waren zunächst fast ein Dutzend in diesem Wartezimmer, und immer und immer wieder hiess es: 'Der nächste, bitte!' Und wenn dann wieder ein Frühling ins Land ging, und wieder einige 'drankamen', dann sahen wir es und wussten genau, was einen wartete, wenn man ,drankam'. Zuletzt befanden sich noch unser zwei im Wartezimmer, die Schweden und

wir. Und dass wir auch noch ‚drankämen‘, das war uns beinahe sicher, fraglich war nur noch, welcher von beiden zuerst. Und nun versetzt euch doch in die Lage dieser Völker im Warteraum. Versetzt euch aber vor allem in die Lage derer, bei denen es nicht beim Warten und beim Angsthaben blieb! Der Deutsche Friedrich Schiller lässt einmal den Schweizer Wilhelm Tell erzählen, warum Gessler ihn, Tell, denn eigentlich nicht leiden möge. Darauf erzählt Tell, wie er dem Gessler einmal in den Alpen an einer einsamen Felswand, auf der Jagd begegnet sei. Tell sei von dieser Seite her gekommen, Gessler von der anderen her. Als Gessler seiner ansichtig wurde, da erbleichte er. Das, wusste Tell von dem Tag an, wird Gessler mir nie in seinem Leben vergessen, dass er vor mir hat Angst haben müssen. So wirkt es, wenn man Angst gehabt hat vor einem Volk. Es wird einige Zeit dauern, bis die Spuren solcher Erlebnisse aus den Seelen der nichtdeutschen Völker getilgt sein werden. Wir werden von den Deutschen um etwas Geduld bitten müssen. In der christlichen Kirche aller Länder aber, wo man um die Macht jener Vergebung weiss, die aus dem Sühnetod am Kreuz uns angeboten ist, lebt die Bereitschaft, mit den Brüdern und Schwestern in Deutschland zum Abendmahl zu gehen. Es dürfte aber jetzt für alle Zukunft klar geworden sein, dass es nichts Begehrenswertes ist, einem Volk anzugehören, das die anderen fürchten. Es wäre doch viel schöner, Angehöriger eines geachteten und beliebten deutschen Volkes zu sein.»

Eine Frage hat an einem Abend ein Deutscher gestellt, die wie ein Pfeil haften blieb und seither schmerzt. Sie lautete:

«Spürt man in der Schweiz etwas von einer Erweckung aus Dankbarkeit dafür, dass Ihr Land so seltsam und so handgreiflich verschont geblieben ist bisher?»

Wir antworteten mit einer Gegenfrage:

«Spürt man in Deutschland so etwas wie eine Erweckung, verursacht durch die gerechten Gerichte und Heimsuchungen des verlorenen Krieges?»

Weder hat in der Schweiz die «Verschonung» uns danken gelehrt, noch lehrte der verlorene Krieg die Deutschen beten. Beides, Danken und Beten, lehrt der Heilige Geist.

«Spürt man in der Schweiz etwas davon –?»

Es gibt auch eine Schweiz zwischen gestern und morgen.

Bekennende Kirche

Gibt es das überhaupt noch in Deutschland, eine Kirche? Gewiss! Es wird die Kirche immer geben. Es wird sie schon deswegen immer geben, weil es nie an Leuten fehlen wird, welche an der Kirche ein Interesse haben, denen die Kirche so weit hoch willkommen ist, als diese sich brauchen lässt. Und es wird auch immer eine Kirche geben, die bereit ist, sich für die Zwecke der Menschen brauchen und missbrauchen zu lassen. Es hat einer gesagt, wenn diese Kirche, die den Menschen dient, indem sie tut, was die Menschen von ihr wünschen, wenn diese anpassungsfähige und brauchbare Kirche nicht wäre, so müssten die Menschen sie geradezu erfinden. In diesem Sinne gibt es in jedem Volk eine Kirche, weil die Menschen aus Gründen, die man freilich nicht näher untersuchen darf, wollen, dass es eine Kirche gibt.

Es gibt nun aber auch deswegen eine Kirche, weil Gott es will, eine, die sich von Gott brauchen und von den Menschen nicht missbrauchen lässt, eine Kirche, die nicht das tut und das sagt, was hohe oder niedere Leute von ihr wünschen, sondern das, was Gott ihr befiehlt. Das ist die bekennende Kirche. Solch eine bekennende Kirche gab es in Deutschland während der Hitlerzeit. Es war wirklich nicht «die Nacht, da niemand wirken konnte», auch wenn es Jahre gab, da für den Blick des Aussenstehenden die Lichter spärlich wurden. Man kann vom sichern Port aus bedauern, dass der Widerstand der Kirche gegen den Nationalsozialismus nicht kräftiger war und vor allem nicht allgemeiner. Man kann auf die vielen «schwankenden Gestalten» in den Kirchen beider Konfessionen hinweisen und sich über die Versager, Irrgänger und Mitläufer moralisch entrüsten. Man kann den Bekenntnischristen diesen oder jenen Fehler, den sie begangen haben, ankreiden und mit schulmeisterlichem Zeigefinger darauf hinweisen, das alles ändert aber nichts an der Tatsache, dass es eine bekennende, eine widerstehende Kirche

gab. Hitler hat allen politischen Parteien und allen sonstigen Vereinigungen gegenüber zwei Mittel angewendet: Auflösung oder Gleichschaltung. An der Kirche, ausgerechnet an diesem schwachen und fragwürdigen Gebilde, haben beide Mittel versagt, obschon er alles angewendet hat, alle Macht und alle List, die ihm zur Verfügung stand. Tatsache ist, dass Niemüller schon im Herbst 1933 den Pfarrernotbund gründete, dem 10'000 Geistliche, also zwei Drittel des ganzen Bestandes sich anschlossen. Was da, natürlich in menschlicher Schwachheit und Fragwürdigkeit, immerhin an Widerstand offenbar wurde, ist nicht menschliche Leistung, sondern göttliches Wunder. Die Geschichte der bekennenden Kirche ist noch nicht geschrieben, und es wird einige Zeit dauern, bis dass sie geschrieben werden kann. Das aber kann wohl jetzt schon gesagt werden, dass – fast kommt es uns töricht und vermessen vor, überhaupt Namen zu nennen – unser Landsmann Professor Barth wahrscheinlich das entscheidende Rüstzeug, Martin Niemöller, der Pfarrer von Berlin-Dahlem, das entscheidende Werkzeug sein durfte.

Nun ist der Nationalsozialismus gestürzt, Hitler ist im Keller seiner Kanzlei verschwunden, und die Zahl der Menschen in Deutschland ist gross, die froh sind, diese Fremdherrschaft los zu sein. Aber wie steht es nun um die Bekennende Kirche? Hat sie nun ihren Dienst getan und ist gleichsam arbeitslos und überflüssig geworden? War sie nur eine der Widerstandsbewegungen und kann jetzt verschwinden? Die eigentliche Bekennende Kirche ist jetzt nicht nur ebenso nötig, ja, sie ist jetzt nötiger denn je. Wir meinen vor allem zwei nächstliegende Aufgaben gesehen zu haben, die ihr jetzt unter den neuen Verhältnissen aufgetragen und gesetzt sind: Bekenntnis zur Schuld und Bekenntnis zur politischen Verantwortung. Das sind die beiden Ansatzpunkte, da momentan die Bekennende Kirche in Deutschland, will sie weiterhin bekennende Kirche sein, auf ihrem Posten stehen müsste.

Man hat sich darüber gewundert, dass jetzt die Kirche in Deutschland nicht stärker aus sich herausgeht, dass sie nicht mehr Anstrengungen macht, sagen wir einmal an die Massen des Volkes heranzukommen, dass sie die «volksmissionarisch günstige Situation» nicht besser wahrgenommen hat. Aber wenn sie das wollte, dann müsste sie das Wort haben, dann müsste ihr das Wort gegeben sein. Und da liegt der Mangel. Ein Kirchenführer wie Hans Asmussen hat darin durchaus recht, dass er sagt, der eigentlich wunden Punkt der Kirche sei in Deutschland (nur in Deutschland?) die Predigt. Nun aber hat die Kirche darüber zu wachen, dass die Kirche selber an diesem wunden Punkt gesund werden möchte, und nun nicht etwa den Schluss zieht, weil wir nicht mehr predigen können, so versuchen wir's mit etwas anderem. Nein, die Kirche hat jetzt ums Wort, ums rechte Wort, ums Wort zur Lage, ums Wort der Stunde zu beten und zu arbeiten und zu ringen. Wir können nicht mehr, wir können noch nicht predigen, darum dürfen wir nicht ablassen, darnach zu trachten, dass wir doch wieder, dass wir endlich einmal predigen könnten.

Aber welches ist dieses Wort? Es ist das Wort, das die Leute nicht gerne hören, das auch das deutsche Volk nicht mag. Das Wort, das jetzt das deutsche Volk braucht, heisst Vergebung. Es ist kein anderes Wort als das, was Deutschland brauchte, als es ihm durch Luther in Vollmacht zugerufen wurde: Vergebung. Und zwar konkrete Vergebung, nicht nur allgemeine Sündenvergebung, sondern Vergebung, Bgnadigung für bestimmte, begangene und bewusste Schuld. Wer jetzt dem deutschen Volk Vergebung predigt, der predigt ihm damit auch Busse und mutet ihm die Abkehr von einem falschen Weg und die Hinkehr zu einem richtigen Wege zu. Das ist jetzt die eine Aufgabe, welche der Beken- nenden Kirche in Deutschland gesetzt ist. Es gibt jetzt der Versuchungen genug, Allotria zu treiben, anderes zu tun und anderes zu predigen als eben das Wort der Stunde und zur

Lage. Die Versuchung ist zum Beispiel jetzt gross, den Weg der Selbstrechtfertigung zu gehen, oder den Weg eines Predigersatzes durch kultische Gestaltungen, oder den Weg in das so viel dankbarere und populärere Gebiet der Fürsorge, oder gar den Weg der Busspredigt an die Adresse der Besetzungsmacht und des Auslandes.

Hier hat die Bekennende Kirche zu wachen. Und hier wacht sie tatsächlich auch. Die gesamte evangelische Kirche in Deutschland hat ja nach Beendigung des Krieges die so genannte Stuttgarter Schulderklärung abgegeben. Das war wohl das bedeutsamste Wort, das eine Kirche seit langem ausgesprochen hat. Es war das wirklich die Stimme der Kirche. Aber heute sind andere Stimmen hörbar. Ob man damals nicht doch zu weit gegangen sei? Ob man damit dem deutschen Volk nicht geschadet habe? Ob es nicht an der Zeit wäre, jetzt diese Stuttgarter Schulderklärung endlich einmal der Vergangenheit und dem Vergessen zu übergeben. Die Frage ist uns entgegengetreten: Wie hat diese Schulderklärung aufs Ausland gewirkt? In dieser Frage schwingt ein Zweifel und eine Unsicherheit mit: War es das richtige Wort? Ist dieses Wort nicht im Ausland missbraucht worden? Diese Unsicherheit ist ja bei der heutigen Isolierung der Deutschen nur zu begreiflich. Aber hier hat nun die Bekennende Kirche ihren Posten. Hier darf sie hintreten und die Schwankenden stützen, die Resignierten trösten, die Irrenden ermahnen: Der Weg, den die Kirche mit der Stuttgarter Erklärung beschritten hat, war der echte, war der kirchliche Weg.

Gewiss, diese Erklärung konnte im Ausland missbraucht werden und ist sicher missbraucht worden. Kein Wort der Kirche ist gegen Missbrauch rückversichert. Alles Reden der Kirche ist und bleibt darum ein Wagnis, das nicht zu umgehen ist. Es gibt eben nicht nur ein falsches Reden, sondern immer auch ein irriges Hören. Aber auch das Schweigen ist ja ein Wagnis, das noch viel grössere. Und auch das

Schweigen aus Furcht vor Missbrauch richtet Schaden an, einen noch viel grösseren. Trotz allem Missbrauch, der damit kann getrieben werden, ist der Kirche der rechte Gebrauch des Wortes befohlen. Wenn sie ängstlich fragt: «Wie wirkt es?», dann hat sie schon aufgehört, Kirche zu sein.

Es gibt jetzt in Deutschland offiziell eine grosse Bekennende Kirche. Es war ja vorübergehend geradezu eine Ehre und Empfehlung, der Bekennenden Kirche anzugehören. Innerhalb dieser stattlichen Schar aber gibt es einzelne, die der Ansicht sind, es sei auch jetzt noch und jetzt erst recht wieder nicht in erster Linie eine Ehre, sondern eine Pflicht und Aufgabe, bekennender Christ zu sein. Der Sprecher dieser Schar ist heute noch und wieder Martin Niemöller. Er gehört heute noch und wieder zu den Einsamen und Angefochtenen, weil er nicht von seinem Posten weicht und unermüdlich dem deutschen Volk das Wort zuruft, das kein Volk gerne hört: Vergebung. Da und dort im Land herum trifft man einen Pfarrer oder einige Kirchenälteste, die klar und getrost den Weg weitergehen, der mit der Stuttgarter Schulderklärung beschritten wurde. Es fällt einem auf, dass es sich dabei meistens um Menschen handelt, die schon in der Vergangenheit den Weg nicht billigten, den ihr Volk ging. Menschen, die schon längst Busse taten und sich von der Bibel her mit ihrem Volk auseinandersetzten. Seltsam aber ist, dass diese Einsamen, die es schon vorher waren und heute erst recht sind, wenig oder nichts über das reden, was sie in der Vergangenheit geleistet und wie sie sich verhalten haben. Man muss das jeweilen schon durch Drittpersonen vernehmen. Wenn aber umgekehrt einer heute draussen seine Verdienste gegen Hitler preist, dann kann man beinahe sicher sein, dass es sich umgekehrt verhielt. Die Einsamen aber und die Hellsichtigen brauchen heute die Stärkung durch die Brüder im Ausland, damit sie auf der Zinne bleiben und nicht müde werden, das Wort der Stunde auszurufen, das eine seelsorgerliche Wort, das für das Deutschland

zwischen gestern und morgen schlechthin entscheidend ist:
Vergebung.

Kirche und Politik

Die Vergebung, haben wir gesehen, sie ist das eine, das seelsorgerliche Wort, das jetzt der Bekennenden Kirche in Deutschland (und wahrhaftig nicht nur in Deutschland) müsste geschenkt werden. Dies eine entscheidende Wort hat nicht nur persönlich-erbauliche, sondern auch politische und wirtschaftliche Bedeutung; es wird immer auch ein politisches Wort, und zwar in dem Sinne, dass es kein Gebiet, keinen Lebensausschnitt, keinen Raum und keine Zeit gibt, die man aus der Vergebung ausschliessen dürfte. Die Vergebung breitet ihre Arme weit aus, sie schliesst die Menschen der Wirtschaft und der Politik nicht aus, sondern ein. Gerade das Gebiet der Politik ist in ganz besonderer Weise der Gnade Christi bedürftig. Es ist darum ein Rätsel, dass es eine Zeit geben konnte, da man die Politik aus dem Evangelium entliess. Damals galt in der Kirche und in der Welt die Parole: Keine Politik auf der Kanzel. Die Kanzel war ein Gebiet für sich und die Politik war ein Gebiet für sich, und beide sollten nichts miteinander zu tun haben. Obendrein aber war diese fein säuberliche Trennung erst noch eine Selbsttäuschung! Die Politik lässt sich nämlich die «Einmischung der Kirche» nur zu gern gefallen, solange die Kirche die gerade tonangebende Politik unterstützt und sich ihr gleichschaltet. Thron und Altar, so lautete jahrzehntelang die beliebte und berüchtigte Formel. Diese Art Politik auf der Kanzel bestand darin, dass die Kirche allem Schlimmen gegenüber, das vom Thron her geschah, mit der Ausrede, sie verstehe das nicht, sich in rücksichtsvolles Schweigen hüllte. Dieses Schweigen war natürlich auch Politik auf der Kanzel. Die Kirche treibt überhaupt immer Politik, entweder durch ihr Schweigen oder durch ihr Wort. Ihr ist aber das Wort aufgetragen, und zwar das Wort an alle Welt und an alle Völker sowohl wie an jedes Volk als Ganzes. Wenn die Kirche auf dieses Wort verzichtet, dann verleugnet sie in

Wirklichkeit ihr Wächter- und Versöhnungsamt und beschränkt eigenmächtig den weltweiten Missionsbefehl.

Nun war das Aufkommen der Bekennenden Kirche dem Hitlerstaat gegenüber unter anderem auch ein unerhörtes politisches Geschehen. Die Kirche brach ihr Schweigen, sie wurde dem Staat gegenüber eine Kirche des Wortes. Wenn wir einmal etwas Distanz gewonnen haben, werden wir staunen über die Bedeutung dieses Ereignisses, das darin besteht, dass seit mehr als 400 Jahren die evangelische Kirche ihres gottgewollten Amtes auch der Politik gegenüber richtig waltete.

Und nun gilt es, dass die Bekennende Kirche auch heute und nun erst recht getrost in dieser Richtung weiterschreite, dass ihr Wort auch die Politik einschliesst. Diese Aufgabe der politischen Verantwortung aber bedeutet für den Christen in Deutschland (und nicht nur in Deutschland!) eine Verlegenheit und Not, von der man sich nur schwer eine Vorstellung machen kann, die aber in der Natur der Sache liegt und nicht gescheut werden darf. Ich möchte zum besseren Verständnis unserer deutschen Brüder vor allem drei Schwierigkeiten nennen, die uns immer wieder begegnet sind:

I. das Misstrauen, 2. die Mutlosigkeit und 3. die Selbstgerechtigkeit.

Da ist einmal das Misstrauen. Ein deutscher Amtsbruder gibt in einem Gymnasium Weltanschauungsunterricht. Mit einer Klasse von 17-20jährigen lässt er eine Arbeit schreiben über das Thema: «Meine Stellung zu Christus und zur Kirche.» Beim Einsammeln der Blätter verweigern ihm einige die Abgabe. Begründung: «Das könnte uns schaden.» «Aber ich hin doch euer Seelsorger, mir dürft ihr doch wahrhaftig vertrauen, dass ich euer Vertrauen nicht missbrauche und euch nicht denunziere.» «Aber, lieber Herr Pastor, es könnte Ihnen ein Blatt aus Versehen verlorengehen, und das könnte uns vielleicht in zehn Jahren den Kopf kosten.» So ist heute

die Lage der heranwachsenden jungen Männer, derer, die morgen die Politik Deutschlands mitverantworten sollten. In allen Aussprachen fiel uns denn auch auf, dass die Männer in Fragen und Antworten zurückhaltender waren als etwa die Frauen. Die Frauen sprachen «kühner». Es wurde uns dieser Umstand so erklärt, dass die Männer, was politische Aussagen anbetrifft, exponierter, gefährdeter seien. Was muss in diesen Seelen noch vor sich gehen, welcher geistige Einbruch wird hier noch stattfinden müssen, bis dass diese Männer überhaupt wieder an eine politische Mitverantwortung heranzutreten vermögen! Wahrlich, Seelsorge ist es, wessen vor allem der deutsche Mann bedarf – nur der Deutsche?

Dann die Mutlosigkeit. «Was können denn schon wir tun?» Diese Frage kam immer wieder. «Man will ja unsere Mitarbeit gar nicht. Und wenn wir etwas tun wollen, dann legt man uns ja unübersteigbare Hindernisse in den Weg.» In herzbewegender Weise sagt uns einer: «Ihr Schweizer habt es gut. Bei euch ist alles so klein, so übersichtlich und so durchsichtig. Bei uns aber ist alles so gross. Wir sehen nicht hindurch, und die eigene Urteilsbildung, sagen wir einmal auf Wahlen hin, ist bei uns beinahe unmöglich.» Stimmt das nicht? Wenn schon wir in unseren kleinen schweizerischen Verhältnissen Mühe haben, trotzdem uns die Zeitungen zur Verfügung stehen, uns ein eigenes Bild und Urteil zu erarbeiten, wie viel schwerer muss das dem Bürger und Christenmenschen eines grossen Landes sein! Und doch darf hier nicht der Mutlosigkeit nachgegeben werden. Es ist zwar nicht so einfach (und manchmal stellen wir es uns nur zu einfach vor) mit Rezepten und Ratschlägen, die wir den Deutschen anbieten. Aber das scheint uns grundsätzlich wichtig zu sein im Kampf gegen die drohende Entmutigung: Die Deutschen werden gut tun, jetzt sowohl zeitlich wie auch örtlich nicht zu grossräumig zu denken. Sie waren es gewohnt, in langen Schritten über die Erde zu marschieren; es wird jetzt vielleicht die Zeit sein, sich in kurzen Schritten

zu üben. Grosse Zeiträume und grosse Welträume liebt das deutsche Denken und Planen zu umfassen. Vielleicht müssen die Deutschen sich jetzt üben, in kleineren Zeit- und Welträumen sich zu bewegen. Konkret gesagt: An Stelle eines, wie uns scheinen will, fast ausschliesslich nationalen Überlegens, Fühlens und Handelns darf jetzt vielleicht einmal das nachbarschaftlich-kommunale treten. Die Verantwortung im Nahen und im Kleinen wäre vielleicht doch die Grundlage, auf der dann später die Mitverantwortung im Grossen und Grösseren sich aufbauen könnte. Tatsächlich sassen wir hie und da in Deutschland in einem Kreis von Menschen, die einen unwillkürlich an einen schweizerischen Gemeinderat erinnerten. Männer, die, wenn auch unter unsäglichen Schwierigkeiten, jetzt schon nächste Aufgaben in Angriff nehmen und den Kampf mit all den Tücken und Lücken nicht aufgeben.

Es fehlt nicht an der Bereitschaft und es fehlt auch nicht an Menschen. Wir haben in Deutschland vor allem unter den gebildeten Laien hie und da Männer und Frauen angetroffen, von denen man den Eindruck gewann: Hier ist Holz. Da ist vorab jene alleinstehende Frau in Berlin, Gott allein weiss, wie mancher Jude ihrer Tapferkeit, nächst Gott, das Leben verdankt. Da ist jener Ingenieur an einem städtischen Gaswerk, der die Verantwortung für eine kirchliche Jugendgruppe trägt, wie kein Pfarrer sie tragen könnte. Da ist jener Bürgermeister, der uns die Wohnungsnot seiner Stadt beschreibt, aber klar und gerecht vorausschickt, es seien in Deutschland schon im Jahre 1935 eine Million Wohnungen zu wenig gewesen, im Jahre 1938 deren drei Millionen. Da sind jene beiden Beauftragten eines Jugendwerkes, von deren Bekenntniskampf jedermann mit Hochachtung spricht, die jetzt zusammen in einer winzigen Wohnung hausen, ohne den Humor zu verlieren. Da ist jener Baurat, der zwar genau weiss, dass er auf absehbare Zeit hinaus kein Material zum Bauen bekommt, der uns aber die Pläne zum

Wiederaufbau seiner Stadt entfaltet, Pläne, die auf fünfzig Jahre hinausgehen. Da ist jener Archäologe, der weiss, dass seine Stadt schon wenigstens zehnmal in der Geschichte dem Erdboden gleichgemacht war und dass man deswegen den Kopf jetzt nicht dürfe sinken lassen. Da ist jener Baron, der jetzt zwar dort wohnt, wo früher seine Pferde wohnten, der aber seine Hände im Dienste der Öffentlichkeit rührt, wo er nur kann, und man meint zu beobachten, dass in seiner Stadt mehr Anstrengungen zum Wiederaufbau sichtbar sind als anderswo. Da ist jener ehemalige Strafrechtler, der jetzt seine ganze Kraft und Intelligenz der Kirche, ihrer Neuordnung und ihrem Neubau zur Verfügung stellt. Da ist jener Oberbürgermeister, der wie ein Puffer zwischen der Besetzungsmacht und zwischen der hungernden Bevölkerung seiner Stadt drin ausharrt, Tag für Tag von oben gestärkt und von seinem evangelischen Glauben gehalten.

Die eigentliche Not in der Frage der öffentlichen Verantwortung liegt aber nicht in diesem Misstrauen und nicht in dieser Mutlosigkeit, sondern noch etwas tiefer verborgen. Es ist das wiederum nicht nur die Not der deutschen Kirche, sondern der evangelischen Kirche überhaupt. Es ist uns in der evangelischen Kirche durch die Neubesinnung auf die Reformatoren und auf die Heilige Schrift neu und stark das Wissen ums Absolute aufgegangen. Wir waren so sehr im Relativen versandet und versumpft, dass wir geradezu mit einer Fluchtbewegung uns zum Absoluten hinwandten. Nun, nachdem das geschehen ist, müssen wir neu lernen, uns umgekehrt wieder im Relativen zu bewegen, uns recht darin zu bewegen, ohne Preisgabe und Verleugnung des Absoluten. Wir müssen, einfacher gesagt, wieder lebensnaher werden und volksverbundener, aber eben im rechten Sinne lebensnah und im rechten Sinne volksverbunden.

Aber wie wäre das gemeint? Wohl kennen wir jetzt die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein. Aber wir wagen es immer noch nicht recht, wirklich aus der

Gnade allein zu leben und der Gnade alles zuzutrauen. In Wirklichkeit haben wir im Hinterhalt immer noch verborgene Notvorräte an eigener Gerechtigkeit, auf die wir uns verlassen. Wir leben von unserer bürgerlichen Unbescholtenheit mehr als von der Gnade allein. Wir halten uns mehr darauf zugute, dass uns niemand einen Fehler nachzuweisen vermag, als darauf, dass Gott uns gnädig ist. So sind wir in der evangelischen Kirche weithin eine Gesellschaft von etwas durchschnittlichen und harmlosen, weil vorsichtigen Leuten geworden. Die Reformatoren waren da anders. Verglichen mit unserer gut bürgerlichen Wohlanständigkeit kommen die Reformatoren nicht gut weg. Die haben sich zu sehr auf die Äste hinausgelassen und haben wahrhaftig Fehler gemacht! – was wir einem Christenmenschen nie meinen verzeihen zu dürfen. Was haben wir doch in unserer Fehlerlosigkeit den Reformatoren am Zeug geflickt! Wie hat sich doch jeder Sekundarschüler zum Richter über Luthers unmenschliche Bauernpolitik, über Zwinglis tollkühne Bündnispolitik und über Calvins unduldsames Verhalten zu Servet berufen und berechtigt gefühlt!

Von diesem unserem allgemeinen Sauberkeitsfimmel spürt man im Gespräch mit unseren Glaubensbrüdern in Deutschland jetzt nicht wenig. Sie haben Fehler gemacht, gerade auf politischem Gebiet. Sie sind jetzt wie gebrannte Kinder und sagen: «Wir haben uns einmal zur Politik verleiten lassen, und es kam so dumm heraus, dass wir jetzt zur Erkenntnis gekommen sind: Einmal und nie wieder.» So haben sich nicht wenige da draussen zur politischen Totalabstinenz auf Lebenszeit verschworen. Anstatt dass sie jetzt den Schluss ziehen: «Wir gingen zuerst falsch hinein, jetzt wollen wir uns Mühe geben, recht hineinzugehen in die Welt», ziehen sie den Schluss: «Wir gehen überhaupt nicht mehr hinein.» Gross ist die Zahl der Christen, die jetzt nur noch ein einziges Anliegen haben: Sich nie mehr mit dieser Welt zu beschmutzen. So verbindet sich bei nicht wenigen ein

ungeheuer scharfäugiges Wissen um all das, was die anderen falsch machen, mit einer ebenso ungeheuren eigenen Unfähigkeit, es besser zu machen. Den wenigen aber, die als Christen den Mut haben, mit beiden Händen tapfer in die Nesseln der politischen Mitverantwortung zu greifen, wird von dieser Kirche her nicht der Rücken gestärkt, sondern es wird ihnen eher noch durch Rückenschüsse von der Kanzel und aus der Kirchgemeinde das Stehen auf dem Posten erschwert. Warum gab es in der Reformationszeit so viele «Laien», die zugleich in der kirchlichen wie auch in der wirtschaftlichen und politischen Verantwortung standen? Weil sie es wagten, von der Gnade allein zu leben, und weil sie der Gnade eine grössere sittliche Gestaltungskraft zutrauten als aller Moral und Eigengerechtigkeit. Wehe einer Kirche, die, anstatt einer verlorenen Welt die Rettung anzubieten, nur noch daran denkt, sich selber zu retten!

Berlin

«Maxim-Gorki-Strasse?» – der Chauffeur, der uns nach durchgefahrener Nacht am Bahnhof Berlin-Tegel abholt, wo wir mit einer halben Stunde Verfrühung ankommen, muss etwas von unserem fragenden Erstaunen über die Strassenbezeichnung herausfühlen, weshalb er sich beeilt, uns zu erklären, auf dem früheren Stadtplan habe es hier geheissen: «Dietrich-Eckart-Allee». Jetzt also abgeändert in «Maxim-Gorki-Strasse» – wir befinden uns in Berlin, inmitten der russischen Zone, am Tor des Ostens, dicht am fast zu bekannten «eisernen Vorhang». Werden wir etwas hören, werden wir etwas sehen von «drüben»? Aug und Ohr sind jetzt jedenfalls aufs äusserste geschärft.

Berlin – vier Wochen, achtundzwanzig Tage lang sind wir nun viele Hunderte von Kilometern per Auto, mit der Eisenbahn und zu Fuss durch die Dörfer und Städte dieses unglücklichen Landes gekommen; wir haben Ruinen gesehen, Ruinen und immer wieder Ruinen, ruinierte Häuser, ruinierte Menschen, ruinierte Leiber, ruinierte Seelen, geknickte Männerhaltung, zertretene Frauenehre, zerstörte Menschenwürde, zu einem Viertel, zur Hälfte, zu drei Vierteln verwüstete Städte. Und wenn die Leute unsere Erschütterung wahrnahmen, dann pflegte da und dort einer, wie wenn ihm das ein Trost wäre, zu bemerken: «Aber kommen Sie erst einmal nach Berlin! Berlin übertrifft alles!» Berlin ist gleichsam der Höhepunkt. Wir fragten uns dann etwa, ob das wohl zutreffen möge. Eines ist gewiss: es gibt einen Grad der Beeindruckung, der, wenn er einmal erreicht ist, durch nichts Schrecklicheres mehr kann gesteigert werden. Schwarz ist schwarz, man kann es nicht steigern. Die Häuser in Berlin sind tatsächlich nicht zerstörter als anderswo, sie sind sogar weniger zerstört, und man sieht dazwischen mehr unversehrte Wohnstätten und Quartiere als in mancher anderen deutschen Stadt. Was aber zerstörter ist, das sind

bestimmt hier die Menschen. Sie waren es wohl immer, auch in Zeiten des Friedens, in besonderem Grad. Nach den Vorträgen, die wir hier reichlich in allen vier Sektoren zu halten haben, bleiben jeweiligen ganze Schlangen von Menschen zurück, die einfach nur ein Päcklein aus der Schweiz möchten. Bei den Aufräumungsarbeiten sind Frauen und Mädchen in grosser Zahl eingesetzt. Es handelt sich nicht um Strafarbeiten von besonders schweren Naziverbrecherinnen, sondern um Frauen und Töchter, die sonst nirgends Arbeit und Brot fänden, viele ehemalige Bureaulistinnen der gewaltigen, in der Hauptstadt zentralisiert gewesenen Verwaltungen und Bankinstitute. Frauen mit unfraulich knochigen Bewegungen! Frauen in Handlangerkleidern! Frauen mit Pickel und Schaufel, Frauen, die anstatt des Kinderwagens die backsteinbeschwerte Karre schieben, Frauen, die in Reih und Glied mit Männern die Kette eines Flaschenzugs, im Takt, Zug um Zug, Ruck um Ruck ziehen. Frauen mit aufgekrempeelten Ärmeln und hervorstehenden Adern auf dem Handrücken, Frauen, die in die Hände spucken, Frauen, die mitlachen, wie man eben auf dem Bauplatz lacht, Frauen, die mitfluchen –. Sie arbeiten nicht um eine gute, bei weitem nicht einmal um eine genügende, sie arbeiten um eine etwas weniger karge Lebensmittelzuteilung, um etwas weniger zu hungern. Man möchte rufen: «Frauen aller Länder, vereinigt euch! Es ist eure Gestalt, die hier verhöhnt wird, euer Bild wird hier verkehrt und geschändet.»

Berlin ist die Stadt der zerstörten Menschen. Man sieht es den Gesichtern an. Sie sind schlaff, die Augen in tiefen Höhlen, halb geöffnet, ohne Glanz; da, wo einst Wangenrot blühte und wo sich jetzt die Höhlung vom Jochbein zum hervorstehenden Kiefer hinzieht, ist jetzt Wangengrau und Wangengrün. Man sieht es ihnen am Gang an, diesem aufgelösten, wankenden, spannungslosen Gang mit schlaffen Schultern und eingeknickten Knien. Vielen hört man es an der Stimme an. Und wenn man erst ihre Gefühle, ihre

Gedanken sähe! Es ist Sonntag, rings um Berlin blüht der Flieder. An den Endstationen der Strassenbahn stehen offene Güterwagen bereit, dort können die Berliner, die in den Wäldern ringsherum Holz für den Winter holen möchten, dasselbe um ein kleines Fahrgeld aufladen und ins Innere transportieren lassen. Gegen Abend sieht man von allen Richtungen Leute sich der Stadt zu schleppen, keine Frau, kein Mann ohne Tasche oder Sack, und in den Händen tragen sie einen Fliederbusch – hungernde Menschen mit Fliederbüschen! Sie erinnern einen an die Blumen bei der Beerdigung.

Berlin! Wenn wir jeweilen des Tages ein- bis zweimal zu unseren Vorträgen und Besprechungen die 25 oder 30 Kilometer von einem Vorort der Stadt zum anderen fahren, dann pflegt der Chauffeur uns die Ruinen zu identifizieren. Es geschieht dann jeweilen mit der immer wiederkehrenden Bemerkung: «Das war die breiteste Strasse der Welt – da stand das grösste Kaufhaus Europas, das grösste Theater, das grösste Filmatelier Deutschlands.» Gross, gross, gross – grösser, grösser, grösser – am grössten, am grössten, am grössten –, das war in den Augen unseres lieben Chauffeurs einst Berlin. Er redet, er empfindet und er wertet naiv, als Sohn einer Stadt, eines Volkes, das einst hat singen können: «Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.» Wie der gute Mann aus unserem Schweigen unsere Gedanken errät, da wird er selber auch nachdenklich, und dann sagt er, was man auf berlinisch hören müsste, weil es sonst beinahe unerlaubt wäre, es auszusprechen: «Ja, beim Mann von der Strasse geht jetzt der Spruch: 'Einst hatte Berlin das grösste Stadion der Welt, jetzt hat es die grösste Sch...e.'»

Berlin! Wir waren auch in der Reichskanzlei. Sie passt mit ihren drei bis vier Meter dicken Aussenmauern, mit ihren ungeheuren Korridoren und Prunksälen, zu dieser Stadt. Sie passt zu dieser Siegessäule, zu diesem Dom. Das 'i' war längst schon fertig; diese Reichskanzlei war nur noch das

Pünktlein obendrauf. Die Stadt der Grösse musste schliesslich auch die grösste Reichskanzlei erbauen, den grössten Reichskanzler aller Zeiten sich wählen, das grösste Maul auf tun, den grössten Grössenwahn entwickeln und die grösste Verbrecherbande aller Zeiten auf die Beine stellen und schliesslich die grösste Ruine werden. In keiner Stadt Deutschlands, durch die wir kamen, wäre man auf den Gedanken an göttliches Gericht gekommen. Und wenn er sich gemeldet hätte, dann hätte man ihn erschrocken in die Tiefe zurückverbannt. Gerade als Schweizer, die wir, obwohl auch ein Volk auf dieser gerichtstreifen, grösebesessenen Welt, bis jetzt seltsamerweise dem Gericht noch entgangen sind, tun wir gut, nicht zu laut von Gericht zu reden. Aber hier in Berlin, in der Stadt, deren Hauptmerkmal und Stolz es war, gross zu sein, konnte man sich des Gedankens nur mühsam erwehren: Hier hat Gericht gewaltet; Gericht freilich nicht nur über Berlin, Gericht über Europa, Gericht über die grossen und kleinen Majestäten und Autoritäten auf den grossen und kleinen Lehrstühlen, Gericht über ihre gelehrigen, allzu gelehrigen grossen und kleinen Schüler, Gericht über dies Geschlecht, das sein will wie Gott, wissend, was gut und böse ist; Gericht aber auch über die grossen Bäume, die jetzt im Osten und im Westen in den Himmel wachsen wollen, und die hier aus den Ruinen eines gottlosen Turmbaues ihre eigene Zukunft vorausahnen müssten, für den Fall, dass sie nicht mit Blindheit geschlagen wären; Gericht auch über ein Völklein, das uns allen nur zu gut bekannt ist.

Es gibt nämlich in Berlin auch eine Schweizer-Kolonie. Sie veranstaltete, nach guter Schweizer Art und Tradition, am Samstag, dem 10. Mai, ein Schweizer Frühlingsfest, wie es heisst auf der Einladung, «mit heimatlichen Weisen und Tanz», Beginn 20 Uhr, Ende 6 Uhr morgens. Wir sind eingeladen, an diesem Schweizer Frühlingsfest mit heimatlichen Weisen und Tanz bis morgens um 6 Uhr inmitten der Ruinen und der schwarzen Hungersnot echt schweizerisch

teilzunehmen und es mit einer geistlich-patriotischen Ansprache zu verschönern. Es würden 6 bis 700 Landsleute erwartet. Wir ziehen es aber vor, nicht hinzugehen. – Als ich mich nach fünfwöchigem Unterbruch bei der Heimkehr in Basel nach einer Schweizer Zeitung umsah und mich erkundigen wollte, was in der Schweiz der Lauf der öffentlichen Dinge sei, da fiel mein erster Blick auf einen Abstimmungsaufruf. Die Stimmbürger der Stadt Bern haben am nächsten Sonntag zu entscheiden über den Bau einer Festhütte, ein Millionenbau. Es soll die grösste Festhalle der Stadt werden – die grösste! – Berlin besass einst das grösste Stadion der Welt. –

Wir sprachen auch in Dahlem, in der Gemeinde Niemöllers. Er selber ist noch unterwegs von einer Reise nach Amerika. Da steht im Grünen die Kirche, in welcher während der schwersten Kampfzeit die täglichen Andachten gehalten wurden, da jeden Freitag eine Schar im Abendmahl sich zu neuem Kampf ausrüsten liess. Wie klein ist doch dieser «historische Ort», wie auffällig klein! Ausgerechnet klein – in Berlin! Wenn in dieser Stadt etwas klein ist, dann muss es schon eine besondere Bewandnis damit haben. Sie sieht aus wie eine bescheidene Dorfkirche. Übrigens ist sie kriegsbeschädigt. Erst in den letzten Wochen konnte endlich durch amerikanische Gunst und Hilfe das nötige Quantum Ziegel erbracht werden, um wenigstens das Dach wieder zu decken. Es sei ein Fest gewesen, als etwa dreissig Gemeindeglieder, meistens ältere Damen, in der Kette sich die Ziegel reichten. Neben der Kirche steht ein Gemeindehaus, dessen grosser Saal etwa 400 Personen fasst. Das also sind nun die Menschen, die nicht überrannt werden konnten von jenem Allgewaltigen, vor dem sich sonst so viele durchtrainierte Wadenbeine und all die von Weisheit schweren Köpfe beugten. So also sehen sie aus, die Kämpferscharen, deren Kraft die Engel sind. Bleiche, von Alter und Entbehrung gebeugte, im Geist aber und durch den Geist unbeugsame Menschen mit

vornehmen, auch noch in der Armut würdigen, mit feinen Runzeln gezeichneten Gesichtern. Der Saal, in dem wir versammelt sind, fällt eigentlich durch nichts auf als durch seine Unauffälligkeit und durch seinen Mangel an jeglicher betonter Ästhetik. Nichts deutet hier auf Heldenverehrung hin, nichts will zum Heiligenkult verleiten. In dieser vielleicht kleinsten Kirche Grossberlins hat es Gott gefallen, dem Wüterich ein Halt entgegen zu rufen.

Das Schönste, was wir in Berlin sahen, war eine Schar von etwa 200 Studenten und Studentinnen dort im unansehnlichen Gebäude der «Kirchlichen Hochschule». Studierende der Theologie an einer Schule, die von der Bekenntniskirche gegründet ist und von ihr unterhalten wird. Eine frische, aufgeweckte, vom Wissen vorläufig noch nicht allzu beschwerte, aber dem Geist gegenüber offene Schar. Anderthalb Stunden lang bringen sie einen fast um mit ihren Fragen. Beim Anblick dieses Nachwuchses schweiften die Gedanken einen Augenblick hinüber ins Vestibül eines kirchlichen Verwaltungsgebäudes, in dem wir gestern beim Warten auf eine Audienz auf einem riesigen Aktenhaufen ein Heft mit Verordnungen aus der Zeit zwischen den zwei Kriegen entdeckten, das die Aufschrift trug: «Betreffend die Amtskleidung der Geistlichen» (!) Diese offenbar nach dem letzten Krieg sehr wichtige Frage nach der «Amtskleidung der Geistlichen» scheint unsere 200 angehenden Pfarrer und Pfarrfrauen, die da im mehr als bescheidenen «Auditorium Maximum» der kirchlichen Hochschule zusammengepfertcht an den Tischen und den Wänden entlang hocken, noch wenig zu interessieren. Was hier bei diesen Menschen werden will, bietet Grund zur Hoffnung. Es könnte sich hier um neuen Wein handeln, denn es ist Gärung vorhanden. Wenn nur dann die Schläuche nicht alt sind!

Oft habe ich in diesen Tagen über das Wort eines hellseherigen Oberbaurates nachgedacht: Die Kirchen von gestern

dürften nicht wieder aufgebaut werden, denn die Gestalt der kommenden Kirche werde verborgener sein.

Die Russen

Und nun erinnern wir uns daran, dass Berlin der Ort ist, da die Dietrich-Eckart-Allee zur Maxim-Gorki-Strasse umgewandelt worden ist, das Tor zum Osten. Wir fragten uns freilich immer wieder, ob nicht umgekehrt Berlin das Tor des Ostens zum Westen hin sei. Äusserlich ist wenig sichtbar. Wohl sieht man bei der Durchfahrt durch den russischen Sektor auch russisches Militär auf der Strasse, aber auffällig ist das ja nicht, trifft man doch in den drei anderen Sektoren je nachdem eben englische, französische, amerikanische Truppen, Landesfarben, Hoheitszeichen und Autonummern. Das russische Soldatendenkmal am verödeten Tierpark nimmt sich neben der alten deutschen Siegestsäule eher bescheiden aus. Am 'Victory Day', dem Erinnerungstag an den Sieg der Alliierten, werden in allen Sektoren entsprechende Truppenparaden mit klingendem Spiel und Taktschritt abgehalten. Berlin hat schon anderen Taktschritt und schon andere Paraden gesehen! Das Russendenkmal ist an diesem Tage geschmückt mit Bergen von Kränzen und Blumen. Amerikanische Soldaten können es nicht lassen, sich eben, wie wir vorbeifahren, mit ihren Mädchen auf den Stufen des Monumentes photographieren zu lassen. An den Fassaden aller öffentlichen Gebäude des Sowjetsektors hängen an diesem Tag etwas jahrmaktmässig anmutende riesige Plakate, die den lächelnden Vater Stalin darstellen, zu dem hin im Bilde friedliche Gruppen aus dem Volk, Frauen, Kinder und Greise, zur Huldigung erscheinen.

Längere Zeit verweilen wir in einer russischen Buchhandlung, die russisch und deutsch geschriebene Bücher und Zeitschriften verkauft. Es sind richtige Bücher, wenn auch nicht in Vorkriegsausstattung, so doch einige stattliche Werke, die zu erstaunlichen Propagandapreisen massenhaft abgegeben werden. Der erste Band der ausgewählten Werke Lenins wird hier um ein paar Mark verkauft, auch

Biographien der russischen Diktatoren sind besonders vertreten, einige Belletristik fehlt nicht. Der Laden erinnert an unsere Migros-Verkaufsstellen, ist äusserst einfach in der Bedienung; der ganze Betrieb ist offensichtlich aufs Vertrauen zur Ehrlichkeit des Publikums aufgebaut. Hier erstehe ich mir als Reiselektüre einen literarisch nicht schlechten Knabenroman, der fast unmerklich dosiert an der bürgerlichen Gesellschaftsordnung Kritik übt. Nebenbei beschreibt er den Freiheitskampf des russischen Proletariats. Auf der Nachtfahrt, irgendwo zwischen Magdeburg und Göttingen, stosse ich beim Lesen auf eine Stelle, die für die Haltung nicht nur dieses Buches, sondern wohl der Sowjetunion überhaupt dem Christentum gegenüber bezeichnend zu sein scheint. Hier heisst es: «Das alte, schwarz berusste Bild des heiligen Nikolaus, des wundertätigen Schutzpatrons der Fischer, blickte mit schrecklichen Augen herab. Augenblicklich schwebte über diesem ewigen Angesicht das flackernde Licht des Lämpchens. Das Gesicht schien zu leben, zu atmen –. Schon längst hatte der Grossvater (ein alter Fischer) den Glauben an Gott und an den Teufel verloren. Er hatte in seinem Leben von ihm weder Gutes noch Böses erfahren. Aber an Nikolaus, den Wundertäter, glaubte er. Ja, wie sollte man auch nicht an den Heiligen glauben, der dem Menschen bei seinem schweren und gefährlichen Gewerbe hilft! Doch in letzter Zeit hatte der Wundertäter eigentlich ein wenig versagt. Als der Grossvater noch jung gewesen war, gutes Fanggerät, ein Segel und Kräfte besessen hatte, da war der Wundertäter ganz gut, da hatte er geholfen! Da hatte man noch Nutzen von ihm im Haushalt gehabt. Aber je älter der Grossvater wurde, desto weniger Nutzen brachte der Heilige. Sicher kann auch ein Wundertäter nicht so leicht gegen Alter und Armut aufkommen. Mit der Zeit stellte sich bei dem Alten ein alles verzeihendes, aber auch etwas spöttisch überlegenes Gefühl dem Wundertäter gegenüber ein. Mag er doch ruhig weiter hängen! Vielleicht hilft er doch noch einmal?»

Dieses russische Erziehungsbuch wird in Massenaufgaben verkauft. Man weilt nun eben in Berlin, am Tor des Ostens. Es ist in Berlin von jeher allerlei verkauft worden, und nicht nur in Berlin! Was auf diese Weise nun vom Osten her kommt, ist eigentlich westlichen Ursprungs.

Wir hatten Gelegenheit, mit etwa 150 Pfarrern und Pfarrfrauen, die sich in jenen Tagen aus der Ostzone in Berlin eingefunden hatten, ins Gespräch zu kommen, und konnten hier einiges von jenseits des eisernen Vorhanges vernehmen. Einer Gemeinde von Ostflüchtlingen durften wir Trost aus der Bibel spenden. Diese einstigen Grossbauern, Handwerker, Müllereibesitzer und Fuhrhalter mit ihren Frauen und Töchtern, die nun heimatlos sind und nicht loskommen von der Hoffnung, einmal wieder an ihren Herd und auf ihre Scholle zurückkehren zu dürfen, obschon ihnen der Verstand laut genug sagen müsste, wie wenig realer Grund zu dieser Hoffnung vorhanden ist, boten ein ergreifendes Bild stiller Ergebenheit. Einige schienen in den Kirchenbänken zu schlafen, waren sie doch die Nacht vorher auf der Herreise auf einem Bahnhof übernachtet, andere schienen hellwach zu sein und hörten mit besonders auffälliger Aufmerksamkeit zu. Der Gesang war müde und schwer wie die Gangart dieser Vielgewanderten.

Auch sonst hören wir vieles über Russland, den Osten und die Russen, viel Widersprechendes, nichts Gewisses. Es scheinen in alledem, was man über Russland denkt oder sagt, heute zwei Möglichkeiten zu sein. Entweder, Russland ist einem tatsächlich noch eine Frage, entweder, man ringt noch um dieses Problem, oder aber man ist fertig damit und hat sein Nachdenken über Russland abgeschlossen. Wer noch nicht fertig ist mit dem, was hinter dem eisernen Vorhang vor sich gehen mag, der weiss, dass dort viel Schreckliches geschieht. Wir hören in Gesprächen Einzelheiten, die man fast nicht zu Papier bringen kann. Unvorstellbar grausig muss es eben in diesen Tagen in der Stadt Königsberg

zugehen. Es geht die Rede, es hätten dort nur noch die Ratten genug zu essen, die in den Kellern sich an den Hungerleichen sättigen. Fast untragbar ist das Fehlen von Nachrichten über Kriegsgefangene und Vermisste und das anhaltende Verschwinden von Menschen, niemand weiss wohin. Das scheint festzustehen, dass der Vorhang darum so dicht ist, weil er Schlimmes verbergen muss. Was die Menschen vor allem mit Angst und Grauen erfüllt, ist das Wissen darum, dass in den Augen der Russen ein Menschenleben nichts gilt, nicht nur das der anderen, sondern auch ihr eigenes.

Wem Russland überhaupt noch eine Frage ist, der erzählt aber nicht nur Schreckliches, sondern immer auch Gutes über die Russen. Ein guter kirchlicher Kenner der Ostzone sagt, Religionsfanatiker seien die heutigen Machthaber in Russland freilich nicht. Sie scheinen heute zur christlichen Religion etwa so eingestellt zu sein wie einst unsere freisinnigen Vorfahren, deren 48er Revolution unser christliches Bürgertum nächstes Jahr feiern wird. Die Kirche könne, wenn sie merken, dass man ihnen gegenüber loyal sei, einigermassen korrekte Beziehungen zu ihnen unterhalten. Aber wenn sie das Geringste von Hinterhältigkeit spürten, dann seien sie besonders empfindlich, und die Reaktion sei dann auch darnach.

Wer überhaupt noch ein Spältlein offen hat den Russen gegenüber, der macht zu ihren Gunsten geltend, dass sie begreiflicherweise natürlich nicht anders können, als die deutsche Ostzone mit der russischen Westzone wirtschaftlich zusammen zu sehen. Und da die angrenzende russische Westzone halt verarmtes und durch den Krieg schrecklich verwüstetes und – hergenommenes Gebiet sei, färbe in einem gewissen Ausgleich diese Armut halt auch auf die deutsche Ostzone ab. So kann sich zwischen einem deutschen Oberbürgermeister und einem russischen Kommandanten in einer Stadt der russisch besetzten Zone etwa folgendes Gespräch abspielen: «Sehen Sie doch, bitte, dass unsere Kinder

Schuhe bekommen.» «Meine Kinder keine Schuhe, deine Kinder Schuhe? Meine Kinder Sieger, deine Kinder Besiegte. Meine Kinder Stroh an Füßen, deine Kinder Leder an Füßen?» Wer kann sich loyalerweise solcher Logik entziehen, auch wenn sie bitter ist!

Nicht selten spielen gewisse Missverständnisse eine Rolle, die auf die völlig verschiedene russische Lebensgepflogenheit und Arbeitsweise zurückzuführen sind. Wir hören von einem Grossindustriellen aus der russischen Zone, der eines Nachts um zehn Uhr von zwei Beamten der geheimen Staatspolizei heraus geklopft und aufgefordert wird, ihnen zu folgen. Der Mann, beeindruckt durch diesen späten Besuch, bittet um fünf Minuten Zeit, um von Frau und Kindern Abschied zu nehmen. In der Nacht draussen hält ein Tramwagen, in den einzusteigen er aufgefordert wird. Von den Beamten setzt sich der eine vorne hin, der andere hinten. Es erfolgt dann ein zweistündiges Verhör. Spät nach Mitternacht wird ihm eröffnet, er habe vor einigen Monaten ein Gesuch eingereicht um einen Vierzonenpass (eine grosse Vergünstigung!), hier sei das Gewünschte, das Gesuch sei bewilligt, er könne gehen, und man wünsche ihm gute Geschäfte. Das also war der Zweck dessen, was nach westlichem Empfinden eine Verhaftung oder gar ein nächtlicher Überfall wäre.

Ein hoher Diplomat, der viel mit der Ostzone zu tun hat und die Verhältnisse im russisch besetzten Gebiet kennt – wenn sein Name genannt werden könnte, würde jedermann erkennen, dass es sich um einen Angehörigen eines alten katholischen Adelsgeschlechtes handelt –, fasst seine Erfahrung mit den Russen in den Satz zusammen: «Je länger ich mit den Russen direkt verkehre, um so geneigter werde ich, den negativen Aussagen über sie etwas weniger, den positiven etwas mehr zu trauen.»

Eben noch eine Viertelstunde vor der Wegfahrt aus Berlin vernehmen wir aus einem Gespräch mit einer hohen Beamtin einer nichtrussischen Besetzungsmacht, es habe den ganzen letzten Winter über in Berlin für Alte und Nichtarbeitsfähige eine besonders berüchtigte Lebensmittelkarte von skandalöser Knappheit bestanden. Man habe sie im Volksmund nur die Hungerkarte genannt, es sei die Karte D gewesen (wenn man mit A anfängt!). Diesen Frühling hätten die Russen einen zähen Kampf für die Abschaffung dieser unmenschlichen Karte gekämpft. Schliesslich hätten sie gedroht, wenn die anderen nicht mittun wollten, würden sie in ihrem Sektor eigenmächtig vorgehen.

Nun aber gibt es Russland gegenüber auch noch eine andere Möglichkeit der Einstellung. Die besteht darin, dass man, gewiss aus bittersten Erfahrungen heraus, aufgehört hat, Russland überhaupt noch anders anzusehen denn als Feind. Wenn es einmal so weit ist, und bei den meisten Menschen, mit denen wir ins Gespräch kamen, ist es so weit, dann ist man eben antirussisch eingestellt, und dann sieht das, wie bei allen «Antis», ungefähr so aus: Alles Schlimme, was die Russen verüben – und sie verüben viel! – zählt dann, weil sie Russen sind, doppelt und dreifach soviel, wie wenn andere dasselbe täten. Alles Gute aber, was sie auch tun mögen, ist dann zum vornherein nur schlaue Berechnung und Speck gewesen, womit man die Mäuse fängt. So gibt es auch im Deutschland zwischen gestern und morgen wie in der ganzen übrigen Welt einen grundsätzlichen Antisowjetismus. Schon vom Süden und vom Westen herkommend, hört man in vielen Gesprächen, wie tief im Hintergrund der Gemüter als dunkle Wolke Russland steht, Russland und immer wieder Russland. Man muss zwar in Rechnung stellen, dass über alle Besetzungsmächte geklagt und dass alle angeklagt werden. Aber die Menschen mit dem Klage- und Anklagegeist rücken im Gespräch zuletzt immer mit Russland auf. Wir sagen nicht, die Klagen seien grundlos, aber Russland

ist gleichsam die Glanznummer und das bis zuletzt aufgesparte Prunkstück des Klagegeistes. Wo man hinhört, trifft man auch in Deutschland, nicht nur bei uns in der Schweiz, Leute mit einem fertigen Urteil über Russland. Sie sind mit Russland buchstäblich fertig. Sie haben aufgrund gemachter Erfahrungen seelisch jegliche Beziehung zu diesem Volk und Land bereits abgebrochen, es sei denn die Beziehung der Angst, der Klage und der Anklage. Auch der Durchschnittsdeutsche sieht heute Russland nicht mehr, auch er hat, wie der Durchschnittseuropäer überhaupt, das Visier gegen dieses Land gleichsam heruntergelassen. Die Stellungen sind weithin bezogen. Man kann schon da und dort, vor allem in gewissen christlichen Kreisen, das Wort «Front» hören, Front gegen Russland, christliche Einheitsfront. Man weiss, wie eifrig seit Jahrzehnten dieser Ruf in der ganzen Welt erhoben wird und wie bereit das christliche Bürgertum aller Länder ist, in diesen Ruf einzustimmen. All diese Gedanken, Gefühle und Worte gegen Russland, dieser Abbruch jeglicher Bereitschaft, das Rätsel Russland überhaupt noch verstehen zu wollen, bedeutet aber unfehlbar, wenn man die Linien auszieht und zu Ende führt: Krieg, amerikanisch-russischer Krieg, kapitalistisch-sowjetistischer Krieg, Krieg auf deutschem und dann wohl nicht mehr nur auf deutschem, sondern eben auf europäischem Boden. So gibt es eben längst zwei eiserne Vorhänge. Der russische beginnt an der Grenze der Ostzone, der europäisch-amerikanische aber geht durch unzählige Häuser und Herzen der ganzen Welt. Wenn man bedenkt, dass die Russen höchstens einen Viertel der Erdoberfläche kontrollieren, die Angelsachsen aber mindestens drei Viertel, und dazu noch das Geheimnis der Atombombe, wenn man ferner bedenkt, dass Russland jetzt innerhalb eines Menschenalters drei Überfälle vom Westen her erlitten hat, und der eine war schrecklicher als der andere, dann versteht man wenigstens menschlich ein klein

wenig das russische Misstrauen, auch wenn man die russische Grausamkeit nicht billigt.

Als Christen dürfen wir keinem Land und keinem Volk gegenüber einen absolut dichten eisernen Vorhang haben, auch nicht Russland gegenüber. Wir haben darüber zu wachen, dass wir nicht etwa dem blinden Russenschreck einen ebenso blinden Russenschwarm entgegenstellen, dass aber unter allen Umständen am eisernen Vorhang, den der bürgerliche Westen Russland gegenüber heute hat, ein Spältlein und ein Fältlein offen bleibt. Und das geschieht so, dass wir als Christen zwar nicht an die russische Kirche, aber an die Kirche in Russland glauben, so wie wir hoffen und erwarten dürfen, dass die Kirche in Russland zwar nicht an eine deutsche oder schweizerische, wohl aber an die Kirche in Deutschland und in der Schweiz glaube. «Ich glaube an den Heiligen Geist, eine heilige allgemeine christliche Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen.» So heisst es im dritten Artikel unseres gemeinsamen, altchristlichen Glaubensbekenntnisses. Die Kirche in Russland aus diesem Glauben ausschliessen, das hiesse den eisernen Vorhang des Westens endgültig schliessen, so dass kein Spältlein und auch kein Guckloch des Glaubens und des Hoffens offen bliebe.

Es gibt Anzeichen, dass eine Kirche in Russland lebt. Ein Ostpfarrer erzählt, wie er mit eigenen Augen in einem Bauernhaus gesehen habe, wie russische Soldaten, bevor sie sich ans Plündern und Schänden machten, die Heiligenbilder wegnahmen und gegen die Wand hängten. Ein anderer erzählt von einer einzelnen Diakonissin, einer sogar von einer einzelnen Engländerin, von der er sicher weiss, dass sie wirken können im Namen und Auftrag Christi. Einer weiss von einem einzelnen Bauersmann zu berichten, der den Dienst eines Trösters und Ermahners im weiten Umkreis übt. Eine Art Erweckung vor allem in den Reihen der Baptisten ist auch als sicher verbürgt. Es seien nach dem letzten

Weltkrieg in Russland rund 500 Baptistengemeinden gewesen, heute seien es deren rund 3000, die, ohne Missionsmöglichkeit, einfach dadurch, dass sie leben und bestehen, sich mehren und ausbreiten.

Wir nähern uns dem Ende unseres Berichtes über unsere Reise nach Deutschland. Man stellt sich durch die Art der täglichen Berichterstattung dieses Land leicht vor wie einen einzigen schwarzen Fleck von Leid und Verbrechen. Deutschland ist und bleibt zwar eine Wolke über Mitteleuropa, vielleicht ist's bereits eine Wolkenbank, ein schwarzer Fleck aber ist es nicht. Wir haben helle Punkte sehen dürfen und vor allem immer wieder den einen leuchtenden Punkt, dass es in diesem Volk Gemeinde gibt. In verschiedenen Städten Rheinhessens sahen wir an den Plakatsäulen einen Vortrag angezeigt mit dem Thema: «Hat Deutschland eine Zukunft?» Weil in diesem Land eine Gemeinde lebt, darum ist nicht an einer Zukunft Deutschlands zu zweifeln. In Berlin erschien eben während jener Tage, da wir dort weilten, herausgegeben von einigen jungen Glaubensbrüdern, eine neue Zeitschrift unter dem Titel: «Unterwegs». Diese jungen deutschen Brüder sind darum unterwegs zwischen gestern und morgen, weil sie auf Grund der Schrift an die verheissene Zukunft glauben.

Europa zwischen gestern und morgen

Seit unserer Rückkehr von der fünfwöchigen Reise will mir jene Schlussstrophe des Abendliedes von Matthias Claudius nicht mehr aus dem Sinn, wo es heisst: «So legt euch denn, ihr Brüder / in Gottes Namen nieder; / kalt ist der Abendhauch. / Verschon uns, Gott, mit Strafen / und lass uns ruhig schlafen / und unsern kranken Nachbar auch.» Wir haben einen kranken Nachbar. Wir Schweizer können es uns jetzt nicht eindringlich genug vergegenwärtigen, dass wir einen kranken Nachbar haben, und wie sehr krank er ist! Das ist nicht etwa so zu verstehen, dass, wenn man heute nach Deutschland kommt, man dort rein nichts Normales mehr antreffen würde. Immer wieder stösst man draussen, oft völlig überraschend, auf ein Stücklein Leben, das einen anmutet, als wäre nichts passiert, so dass man sich einen Augenblick in frühere Zeiten versetzt glaubt. So trafen wir gleich am ersten Tag jenseits der Grenzen einen Pfarrer und den Präsidenten seines Kirchgemeinderates eben in dem Moment an, da sich die beiden anschickten, den langjährigen ehemaligen Stadtpfarrer zu besuchen, der drei Stunden entfernt wohnte und heute seinen 80. Geburtstag feierte. Die Gemeinde lässt sich's nicht nehmen, ihrem einstigen Seelsorger auf diese höchst zeremonielle Weise ihren Dank und ihre Verbundenheit zu bezeugen. Die beiden Herren Gratulanten standen da in Gehrock und Zylinder. Die schwarzen Handschuhe fehlten nicht, auch die Hemdenkragen waren tadellos gebügelt; bei näherem Zusehen war nur das Schuhwerk in jammervollem Zustand. So wird man heute in Deutschland etwa einmal an das grosse Verheissungswort am Eingang der Bibel erinnert, dass «nicht aufhören werde Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht»; noch wird draussen gefreut und lässt man sich freien, noch wird gratuliert und der 80. Geburtstag gefeiert, aber solche Überbleibsel einer nun gründlich vergangenen

Welt dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass unser Nachbar im Norden krank ist, todkrank. Wenn wir das als Schweizer einfach so feststellen, dann doch ja nicht in jenem fatal überheblichen Sinne, als wären etwa wir gesund. Man kann heute als Ausländer nicht durch Deutschland ziehen wie ein Oberarzt, der seine Chefvisite macht. Auf Schritt und Tritt sieht man sich da draussen in Situationen gestellt, da man nicht nur ratlos ist, sondern sich derart an die Grenzen alles Menschlichen gedrängt sieht, dass man nur noch aus der Bibel selber Licht und Antwort zu bekommen vermag. Im Angesichte dieser äussersten Notlage und im Lichte der Bibel aber drängt sich einem ununterbrochen die Frage auf, ob man nicht selber auch die Keime der gleichen Krankheit im eigenen Leib und in der eigenen Seele trage? So viel scheint uns, im Lichte der Bibel, heute festzustehen: Deutschlands Krankheit ist Europas Krankheit, und Europäer sind auch wir. Der ganze europäische Leib und die ganze Seele Europas ist krank, an unserem Nachbar im Norden ist jetzt das Leiden nur besonders akut und verheerend zum Ausbruch gekommen.

Wie aber heisst diese Krankheit Deutschlands, die heimlich oder mehr und weniger schon offenbar auch unsere Krankheit ist? Wenn im bernischen Bauernhaus eines der Familienglieder von Magen- und Darmbeschwerden befallen wird, wenn Kopfweh und Schwindel sich einstellen und ihm ganz allgemein miserabel und elend ist, so dass es weder liegen noch aufsein mag, dann pflegt landauf, landab die besorgte Hausmutter diesen Zustand der Elendigkeit einen «Übergang» zu nennen. Sie will dann jeweilen damit sagen, dass es sich hier zwar um einen höchst peinlichen, aber sehr notwendigen und heilsamen Kehraus des Körpers handelt. Allerlei Schlacken und Gifte haben sich angesammelt, deren der Körper sich erwehrt und entledigt. Der Mensch ist nach der Überzeugung der guten Hausmutter dann wohl krank, aber sie weiss, dass es eine «gesunde Krankheit» ist, eben

ein «Übergang», ein Durchgang vom Schlimmeren zum Besseren.

Hat es unser kranker Nachbar, haben es die Völker Europas heute mit einem solchen «Übergang» zu tun? Steht's nicht so schlimm mit ihnen, das heisst, mit uns? Wird unsere im Grund gesunde Natur, wenn wir anfangen, einigermaßen vernünftig zu leben, schon wieder obenauf kommen? Ist's eine hoffnungsvolle, eine «gesunde Krankheit», die, wenn wir nur ein wenig uns zu gedulden vermögen, allmählich von selber weichen und einer neuen, vielleicht gar besseren Gesundheit Platz machen wird? Oder ist der Zustand besorgniserregender, so dass unsere bewährten Hausmittelchen tatsächlich nicht mehr genügen und der Arzt zur Stelle muss? Das ist die Last, die wir aus Deutschland über den Rhein zurück nach Hause brachten und die uns seither von Woche zu Woche nicht leichter, sondern schwerer wird: Unser Nachbar ist nicht vorübergehend unpässlich, wir haben einen kranken Nachbar. Was 1914 ausbrach und 1933 seine Fortsetzung fand, ist in gar keiner Weise abgeschlossen; weitere «Schübe» sind zu erwarten, ja es ist nicht ausgeschlossen, dass es diesmal eine Krankheit zum Tode ist. Europa ist jedenfalls weit davon entfernt, durch die Attacke der zwölf Hitler-Jahre gleichsam schon «durchgeseucht» oder gar ausser Lebensgefahr zu sein. Die Krankheit sitzt so tief, weil sie seelischer Art ist. Was unser kranker Nachbar braucht, ist Seelsorge. Mitten in diesem Krieg hat ein zeitgenössischer Künstler für unser Berner Münster ein ganzes grosses Fenster mit prächtiger Glasmalerei schmücken dürfen. Er hat seiner Arbeit die zwölf ersten Kapitel des Propheten Jesaja zugrunde gelegt. Unten steht gleichsam als Leitwort für das Ganze der Ruf: «Wehe dem Volk, das seinen Gott verlassen hat!» Dieses Jesaja-Fenster mit diesem einen Wort ist tatsächlich der Ertrag und Ausdruck der Zeit, in dem unsere Völker jetzt leben. Wir haben Gott verlassen; das allein ist unsere Krankheit. So viel scheint uns heute festzustehen: An

Deutschland ist der europäische Abfall von Gott als Todkrankheit ausgebrochen, und Europa wird nicht mehr genesen, es sei denn an Gott.

An Gott wird Europa genesen, an Gott allein. Wohl dem Volke, dem diese Erkenntnis aufgeht. Inmitten der europäischen Elendigkeit aber lebt unser Schweizervolk, das offenbar weithin den Eindruck erweckt und von sich selber die Meinung hat, es sei gesund geblieben. Gefährlich oft haben wir seit dem 8. Mai 1945 das Wort vom Verschontsein gehört. Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich an einen gar seltsamen Wetterschlag, der weithin in der Nachbarschaft Aufsehen erregte. Der Blitz schlug in ein Bauernhaus, fuhr in den Kuhstall, zertrümmerte zuerst das Katzenplättli, das früher fast in jedem Stall neben der Stallbank am Boden lag, mitten entzwei und fuhr dann in eine Kuh, die auf der Stelle tot umsank. Der Bauer aber, der zur selben Zeit auf der Stallbank sass und eben einen Augenblick seines Feierabends froh werden wollte, blieb völlig unversehrt und kam mit dem Schreck davon. Das Schweizervolk kommt uns heute inmitten Europas vor wie dieser Bauer auf der Stallbank. Hart neben uns ging der tödliche Strahl nieder, und wir kamen mit dem Schreck davon.

Aus diesem seltsamen Verschontsein scheint nun unser Volk, aufs Grosse und Ganze gesehen, den kühnen Schluss zu ziehen oder einfach als selbstverständlich anzunehmen, dass bei uns vom Vorhandensein jener Todkrankheit, die jetzt in Europa und Umgebung wütet, keine Rede sein könne. Wir sind gesund und bedürfen des Arztes nicht. Ja nicht einmal von einem «Übergang» kann man bei uns sprechen. Uns ist nicht sterbenselend, uns ist wohl, so wohl, dass wir offensichtlich oft fast nicht wissen wohin mit all unserem Wohlbefinden. Und warum sollten wir es uns nicht wohl sein lassen? Es war ja auch bei uns während der Kriegs- und vor allem schon vor den Kriegsjahren nicht immer gemütlich, und manche Einschränkung mussten auch wir uns

gefallen lassen. Eine gewisse Reaktion auf den Druck, der auch auf uns lastete, ist darum menschlich nur zu begreiflich. Aber wenn doch nur nicht so nah der kranke Nachbar wohnte! Und wenn wir doch nur unser Wohlbehagen wenigstens nicht so ungeniert, um nicht gar zu sagen, so schamlos, zur Schau stellten! Wenn sich sonst der einfache Mann aus dem Volk einmal einen besonderen Bissen gönnt, dann schliesst die Mutter Türen und Fenster, damit der liebliche Geruch nicht bis auf die Gasse dringe und den Neid des noch ärmeren Nachbarn erwecke und ihn grausam «gluschtig» mache. Es liegt in diesem Verhalten nicht nur weise Menschenkenntnis, sondern auch Rücksichtnahme und ein Stücklein Menschlichkeit. Davon scheint unser Volk jetzt nichts mehr zu wissen. Wir begnügen uns nicht damit, unser Verschontsein als verschämte Reiche entgegenzunehmen; wir können mit unserem Geldverdienen nicht genug protzen. Die alten Heiden hätten sich wenigstens vor dem Neid der Götter gefürchtet. Neuheiden kennen auch diese Furcht nicht mehr. Nicht nur die Bitterkeit des todkranken Nachbarn, sogar den Neid der einst so reichen Engelländer haben wir nun glücklich herausgefordert. Hier und da beunruhigt eine fliegende Tomate oder ein Skandalprozess oder eine krasse Unstimmigkeit in der Lebensmittelbranche vorübergehend ein klein wenig die Gemüter; unheimlich schnell aber glätten sich die Wellen, und es wird still, seltsam windstill, abgesehen vom Lärm der immer neuen Volksfeste und der immer neuen und noch neueren Autotypen. Alles scheint dem glücklich verschonten Mann auf dem Stallbänklein gelingen zu wollen. Die Alters- und Hinterbliebenenversicherung ist glücklich unter Dach; die Batzen fangen an, klingelnd in den Volkssparhafen zu fallen. Auch die Trockenheitskatastrophe ist uns mehr ein Anlass zum Rechthaben und zur Versteifung unserer Standpunkte als zur Besinnung und zur Umkehr. In offiziellen Reden kann nicht oft genug festgestellt werden, wie unser Volk sich in den vergangenen Kriegsjahren

bewährt hat. Ist es verwunderlich, wenn eine Kirchenbehörde, ohne dass ein Sturm des Widerspruchs sich erhob, letzthin erklären konnte, dass unser Volk die Not der vergangenen Jahre «in Ehren bestanden habe»! Es brauchte ausgerechnet einen Priester, um dem verschonten Mann auf dem Stallbänkli zu sagen, sein Verschontsein sei sein Verdienst.

So lebt unser Schweizervolk zwischen gestern und morgen. «Verschon uns Gott mit Strafen und lass uns ruhig schlafen...» Solche Gedanken lassen einen nicht mehr ruhig schlafen, wenn man nach einer fünfwöchigen Reise aus der Nachbarschaft über die Grenze zurückkommt. Die scheinbar so solide Stallbank aber wird sich als trügerische Schneebrücke erweisen. Über unserem Volk hängt jetzt jenes Wehe des Propheten: «Wehe dem Volk, das seinen Gott verlassen hat.»

"Die weit vorgerückten Zeiger der Weltenuhr"

Immer wieder begegnet man Einzelnen oder kleinen Gruppen, die in allerlei dunklen Anspielungen oder aber auch ganz offen heraus von der gewiss nahe bevorstehenden Wiederkunft Christi reden. Solche apokalyptische Schau entsteht notwendigerweise unter dem Eindruck des ungewohnten Ausmasses der Umwälzungen, der Zerstörungen und Schrecknisse. Man muss tatsächlich schon bis zu den grossen Endzeitreden der Evangelien, ja bis zur Offenbarung des Johannes zurückgehen, um Vorgänge ähnlicher Art, wie man sie jetzt da draussen täglich vor Augen hat, beurteilen zu können. Das Zeitgeschehen hat in den Augen vieler Deutscher nun geradezu apokalyptische Ausmasse angenommen. Ein Vergleich mit der Welt, wie die Bibel sie uns beschreibt, drängt sich einem auf Schritt und Tritt auf. Ist es verwunderlich, wenn diese Menschen unter dem Eindruck stehen, die grosse Trübsal sei nun angebrochen, das Weltende sei nahe und die Wiederkunft des Herrn stehe bevor? Dieser Eindruck ist durch die seit Menschengedenken nicht mehr gesehene Trockenheitskatastrophe des vergangenen Sommers noch verstärkt und bestätigt worden. Einem Brief entnehmen wir folgende, jetzt für die Geistesverfassung vieler Deutscher bezeichnende bewegte Schilderung:

«Es scheint, als lege sich die Gerichtshand unseres Gottes immer härter auf uns. Bis Mitte Juni hatte Blüte und Wachstum eine gute Ernte verheissen; nun ist alles dürr. Eine Wiese kann man von einem Stoppelfeld kaum mehr unterscheiden. Alles ist grau in grau. Das Kartoffelkraut stirbt ab, das Obst brät an den Bäumen und fängt an, herunterzufallen. Der Wald hat jetzt schon sein Herbstkleid angezogen, und aus den verbrannten Wiesen strecken bleiche Herbstzeitlosen ihre Köpfe hervor. Vieh muss notgeschlachtet werden, weil auch die Heuernte im Herbst ausfällt. Und überall fleht

die Gemeinde Gottes um Regen – aber Gott erhört unser Rufen nicht. Schon wochenlang strahlt Tag für Tag ein blauer Himmel und die Sonne brennt weiter. Man möchte oft Gottes gewaltige Hand zurückhalten und sagen: Es ist genug, Herr!

Diese Tatsachen lassen uns die weit vorgerückten Zeiger der Weltenuhr erkennen. Wir spüren jetzt den Hauch der apokalyptischen Reiter und leben unter dem Schatten des wiederkommenden Herrn.»

Noch ist es nicht so weit wie am Anfang des 19. Jahrhunderts. Damals, als die Brandfackel der Französischen Revolution ihren blutigen Schein über die Völker Europas warf, als die Reste der mittelalterlichen Welt des Feudalismus zusammenbrachen, als Napoleons Bataillone durch die Dörfer und Städte Deutschlands sengten und schändeten, damals fingen auch viele Fromme an, das Ende der Welt in naher Zukunft zu erwarten. Die Kokarde (das Abzeichen) an der Mütze des napoleonischen Soldaten wurde in direktester Weise als Zeichen des Tieres aus dem Abgrund gedeutet. Dagegen Russland wurde infolge der persönlichen Gläubigkeit seines Zaren damals als allerchristlichste Schutzmacht angesehen. Jung Stilling, ein frommer Denker, sprach, ob nur gelegentlich oder in aller Bewusstheit, sei dahingestellt, von einem Bergungsort in Südrussland, in der Gegend des Ararat, den alle Gläubigen aufsuchen sollten, um dort dem bald kommenden Herrn zu begegnen, so dass durchs ganze Schwabenland viele Einzelne, ganze Familien, ja halbe Dörfer Donau abwärts gegen Osten zogen, um dann dort geborgen und zur Stelle zu sein am grossen und schrecklichen Tag. So weit ist es, wie gesagt, im Deutschland zwischen gestern und morgen noch nicht, aber derartige Möglichkeiten liegen in der Luft. Darum heisst es jetzt wohl die Zeichen der Zeit zu beachten, zugleich aber wachsam und nüchtern zu bleiben.

Für den Christenmenschen ist tatsächlich die Weltgeschichte nicht einfach ein zeitlich-zufälliger Ablauf. Wir wissen um einen Anfang, eine Mitte und ein Ende, wir wissen, dass durch alle Entwicklungen und Katastrophen hindurch Gottes Reich kommt. Wir beten ums Kommen dieses Reiches. Alle Ereignisse der Völkergeschichte, ja sogar gewisse Vorgänge in der Natur sind uns Vorzeichen des wiederkommenden Christus. Christus selber vergleicht den Durchbruch seines Reiches gleichnishaft mit einer Geburt. Jeder Geburt gehen normalerweise Wehen voraus, oft sechs, manchmal aber auch zwölf oder gar zwanzig Stunden. Diese Wehen wiederholen sich und treten, je näher die Geburt kommt, in immer kürzeren Abständen auf, zuerst alle Halbstunden, dann vielleicht alle 10, alle 5, alle 3 Minuten. Als solche «Wehen» sieht der von der Bibel orientierte Christ die Heimsuchungen der Völker an, wie Kriege, Seuchen, Misswachs, Hungersnöte und Erdbeben. Solch ein Geburtsweh war sicher die Reformationszeit, auch der Dreissigjährige Krieg mit seinen Folgen, auch die Kriege und Umwälzungen, die mit dem Namen Napoleons verbunden sind, und sicher auch das, was unsere Generation seit der Jahrhundertwende mit ihrem Menschheitswahn und dem darauffolgenden Sturz in Krieg, Arbeitslosigkeit und schliesslich in grässlichste Barbarei hat erleben müssen. Ein solch apokalyptisches Weh auf der Linie zwischen Himmelfahrt und Wiederkunft Christi ist sicher auch das, was heute grauenvoll über das deutsche Volk ergeht. Der endgültige Zusammenbruch der bürgerlichen Welt (darum scheint es sich hier zu handeln) und das Herkommen einer völlig neuen Lebensweise hat Formen und Ausmasse angenommen, die für die Beteiligten und Betroffenen tatsächlich einem Weltuntergang und -ende gleichkommen. Und in alledem drinnen kann wirkliches Weltende und wirkliches Hereinbrechen vom Reiche Gottes her sich ereignen. Ja wir dürfen noch weiter gehen und sagen, nach unserem subjektiven Empfinden könnte es fast den

Anschein haben, als wären in den letzten 500 Jahren die von Christus angesagten Geburtswehen in immer gedrängterer Folge aufgetreten. Man kann hinweisen auf den ungeheuren Ausbruch der Botschaft von Christus in die ganze Völkerwelt der Erde, wie die Ausbreitung des Christusnamens fast tausend Jahre lang stationär geblieben ist, wie aber seit der Reformationszeit ein neuer Ruck nach vorn, wenn man dem so sagen will, einsetzt, der sich vor allem seit etwa 150 Jahren in sichtlich beschleunigtem Tempo über die ganze Erde hin entfaltet hat, so dass auf der anderen Seite auch der Widerstand gegen Christus und seine Gemeinde ganz offensichtlich im Wachsen ist und Juden- und Christenverfolgungen in immer grösseren Massstäben Wirklichkeit werden. Alle diese Überlegungen können tatsächlich den Gedanken an die «weit vorgerückten Zeiger der Weltenuhr» aufkommen lassen und nahe legen. Ja wir gehen noch weiter und sagen auf Grund der Schrift, dass wir keinen Augenblick berechtigt sind, an der Möglichkeit zu zweifeln, dass Christus in Bälde kommt und dass wir sein Kommen persönlich noch erleben. Wir glauben, dass alle diejenigen, die seit 2000 Jahren mit dieser Möglichkeit rechneten, von den Christen der ersten Jahrhunderte an, die beteten: «Es vergehe die Welt, es komme das Reich», bis zu den beiden Blumhardt, die ganz persönlich auf die baldige Begegnung mit Christus warteten, dass alle diese hellwachen Reichgottesleute sich nicht einfach «getäuscht» haben. Ihr Wachen und Beten hat sie auf ihrem Todbett bestimmt nicht gereut. Es gilt von ihnen etwas von dem, was im grossen Kapitel über den Glauben steht: «Diese alle sind gestorben im Glauben und haben die Verheissungen nicht empfangen, sondern sie von ferne gesehen und sich ihrer getröstet und wohl genügen lassen und bekannt, dass sie Gäste und Fremdlinge auf Erden wären» (Hebr. 11,13).

Bei alledem aber bleibt das Sichbewegen in «apokalyptisch-eschatologischen» Gedankengängen eine gefahrenbedrohte

Sache. Die Kraft des Irrtums und die Macht der Finsternis könnte sich im Bereich dieser apokalyptischen Frömmigkeit ganz besonders auswirken, so dass wir hier nicht nüchtern und nicht wachsam genug sein können. Wie leicht erdrückt die Wucht unseres persönlichen Leidens jegliche Fähigkeit, die Massstäbe richtig zu sehen! Wie leicht wird in unsern Augen ein Ereignis apokalyptisch gross, was in Wirklichkeit nur ein Detail ist am Grossen und am Ganzen. Wie leicht verlieren wir unter den Schlägen eines persönlichen Hiobserlebens die grossen Horizonte aus dem Blickfeld, und die Schlüsse, die wir ziehen, sind, mögen sie persönlich noch so begreiflich sein, sachlich falsch! Ich denke dabei an einen kleinen Bergbauer, der an einsamer Stätte seit Jahren seine besondere Not erleidet. Zuerst musste er immer wieder von seinem Gütchen weg in den Militärdienst, dann starb ihm die Mutter, dann kaufte er sich eine sehr teure Kuh, die ihm die so genannte Bläschenkrankheit in den Stall schleppte, so dass die Fortpflanzung aufhört, und nun kommt zu allem hinzu noch diese Trockenheit, so dass der Mann einen Nervenzusammenbruch erleidet und anfängt, tagelang und Nächte hindurch nachzugrübeln. Dabei kommt ihm in den Sinn, dass er einmal vor vielen Jahren ein sonderbares Knechtlein immer vom Weltuntergang hat sprechen hören, das unter anderem auch den Ausspruch tat: Bevor Christus wiederkomme, werde es noch einen besonders trockenen Sommer geben. Und nun fängt er an, schwermütig sich auf die Endzeitreden Christi und die Offenbarung des Johannes zu stürzen. Auf diese krasse Weise, aber auch verborgener und feiner können rein seelische Vorgänge und nervliche Gegebenheiten den nüchternen Glauben an die Wiederkunft Christi trüben oder gar an Stelle dieses Glaubens treten und damit verwechselt werden. Diese Gefahr ist jetzt in Deutschland in besonderer Weise vorhanden.

Damit verbunden ist die andere Gefahr: die der Hintergründigkeit. Die apokalyptisch-eschatologischen

Gedankengänge könnten auch zum blossen Tiefsinn werden und damit zur Flucht vor den vordergründigen Pflichten. Wenn ein Inhaber einer Autogarage Konkurs erklären muss, dann ist es wohl gut, wenn ihn dieses Unglück zur Besinnung führt und wenn er darüber nachdenkt, was wohl in seinem Leben nicht gestimmt haben und in seiner Geschäftsführung nicht richtig gewesen sein mag, und was er in Zukunft ändern muss. Solche Besinnung und Selbstprüfung kann segensreich werden. Aber es könnte auch geschehen, dass er über dem Schock dieses Erlebnisses anfangs, den Eindruck zu bekommen, die Welt gehe unter, und dass er tagelang und Nächte hindurch sich in apokalyptisch-eschatologischen Gedankengängen bewegte, anstatt ganz schlicht zu tun, was ein Geschäftsmann tun und vorkehren muss. Das ist die Gefahr der Flucht in den christlichen Tiefsinn, der ebenso gottfern sein kann wie jener weltliche Leichtsinn, der sich jetzt über die Trockenheitskatastrophe hinwegsetzt mit der platten Redensart, es sei noch nichts so heiss gegessen worden, wie es eingebrockt wurde. Der Glaube an die Wiederkunft Christi ist nur dann nicht leerer Tiefsinn, wenn er sich in die Kraft umsetzt, dem Herrn hier in der Zeit den Weg zu bereiten und in dieser Zeit zu wirken, solange es Tag ist. Da gilt uns heutigen Christen jene ganz schlichte Mahnung des Apostels an diejenigen, die in der Gemeinde von Thessalonich anfangen, vor lauter Eschatologie nicht mehr zu arbeiten und ihr Leben nicht mehr in Ordnung zu halten: «Ihr aber, liebe Brüder, werdet nicht verdrossen, Gutes zu tun.»

Schlusswort

Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz sieht in der Hilfe für Deutschland und speziell auch für die dortigen Schwesterkirchen, ihre Anstalten und Werke, eine seiner dringendsten, aber auch schwersten Aufgaben. Neben dem Bestreben, ganz schlicht Hungrige zu speisen und Nackte zu kleiden, ist es sein besonderes Anliegen durch brüderliche Hilfe mitzuhelfen, dass die Herzen und Gemüter der Brüder in Deutschland jetzt nicht auch noch bitter und hart werden. Darum hat das Hilfswerk in der Reise der beiden Schweizer, Prof. Oskar Farner und Pfr. Dr. Walter Lüthi, in deutsche Gemeinden einen wichtigen Hilfsdienst gesehen. Es stand dabei in engem Kontakt mit dem Hilfswerk für die Bekennende Kirche in Deutschland.

In welchem Ausmass heute das Land heimgesucht wird, aus dem Gott einst in erster Linie seine Kirche zur Reformation gerufen hat, zeigt die erschreckende Tatsache, dass heute von den einst 30'000 Evangelischen in der Stadt Danzig noch 95 zu finden sind. Die andern sind tot oder irren als Heimatlose mit Millionen von Schicksalsgenossen unglücklich durch ihr arm gewordenes Land.

Gaben für die Hilfe nach Deutschland können auf das Postcheckkonto des Hilfswerkes V950, Basel, einbezahlt werden. Naturalgaben aller Art nimmt das zentrale Sammelager Männedorf (Zürich) jederzeit dankbar entgegen. Briefe mit Auslandsanliegen sind wenn möglich nicht direkt an den Verfasser dieser Schrift, sondern ans Evangelische Hilfswerk, Stampfenbachstrasse, Zürich, zu richten.

Für das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz:
Hch. Hellstern